



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt

mit den Beilagen

Völkfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik und Ratgeber für Landwirtschaft etc.

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Fulda. — Druck und Verlag der Fuldaer Actiendruckerei in Fulda.

Nr. 23.

Sonntag den 7. Juni 1914.

31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einspaltige Colonelzeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich Erfüllungsort i. das Einklagen von Forderungen ist 5 u. 10 a. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochenkalender — Fest der allerh. Dreifaltigkeit. — Der erste Platz. — Aus dem Kalender der Woche. — Jugendl. Opfermut. — Die besten Flugmaschinen und ihr Erfinder. — Ulrich, der kleine Saulus. — Die Quelle wahrer Freude. — allerlei über Erziehung. — Briefe an einen Jüngling.

Wochenkalender.

- Sonntag, 7. Juni, Dreifaltigkeitsfest.
- Montag, 8. Juni, Bonifatius von der Olive.
- Dienstag, 9. Juni, Primus und Felicianus.
- Mittwoch, 10. Juni, Margarita, Königin.
- Donnerstag, 11. Juni, Fronleichnamfest.
- Freitag, 12. Juni, Uebertragung der Gebeine des hl. Bonifatius nach Fulda.
- Samstag, 13. Juni, Antonius von Padua.

Fest der allerh. Dreifaltigkeit.

Christus befehlt im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit zu taufen.

Evangelium Matth. 28, 18-20.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, und lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt.“

Der erste Platz.

Was länden die Glocken mit lieblichem Schall? Was singen heute die Lippen in festlichen Weisen? Was ruhen heute die Priester von den Kanzeln in begeisterten Worten? Die Tugenden, die Verdienste und die Ehren des hl. Bonifatius, des Apostels der Deutschen. Sogar das Dreifaltigkeits-Fest wird heute verdunkelt durch den Glanz des Bonifatius-Festes, das in allen Kirchen der Fuldaer Diözese mit aller Liebe und Treue heute begangen wird. Wie aber unter den Fürsten dem Kaiser, unter den Bäumen der Eiche, unter den Blumen der Rose, so gebührt unter den Tugenden der erste Platz der Liebe. Einen Napoleon hat die Ehrsucht groß gemacht, einen Raphael der Pinsel, einen Wagner die Musik, einen Goethe die Dichtkunst, unfern Bonifatius aber die Liebe. Die Räder der Maschine werden durch Dampf oder Elektrizität in Bewegung gesetzt, das Gehwerk einer Uhr durch die Feder; die Kräfte und Anstrengungen aber, die Bonifatius um unsertwillen auf sich nahm, waren alle eingegeben von der Liebe.

„Simon, Sohn des Jonas, liebst du mich?“ hat einst der Heiland den Petrus gefragt, und als der Jünger dies bejaht, gab Jesus die Antwort:

„Weide meine Lämmer, weide meine Schafe.“ Dadurch kannst du deine Liebe gegen mich beweisen, will der Meister sagen, daß du meine Schafe weidest, daß du um meine Auserwählten dich kümmerst, daß du sie führst auf dem Wege des Glaubens und der Gebote, daß du sie geleitest auf dem Blate des Himmels. Petrus hat es gehalten nach dem Auftrage des Herrn und gleich ihm die Apostel alle, die das Vermächtnis des Meisters ausführten: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes und lehret sie alles halten, was ich euch geboten habe.“ Ihnen hat auch Bonifatius sich angeschlossen und ist der Apostel Deutschlands geworden.

Könnte er nicht in seinem Klosterlein zu England ein stillverborgenes Leben führen und dort in beschaulicher Ruhe verweilen wie das Schiff in einem win sicheren Hafen? Doch die Liebe hat ihn hinausgetrieben in die Stürme und Klippen des offenen Meeres. Er ließ den Frieden des Klosters mit den tranken Gebeten, den erhebenden Liedern, den lichtvollen Studien, den liebgewonnenen Freunden, ließ den Abtstab, den er schon zwei Jahre ehrenvoll geführt, ließ alle Annehmlichkeiten eines geordneten und wohlversorgten Lebens im Stich und zog zu den Heiden nach Friesland. Da aber der dortige Boden von den Pfosten feindlicher Streiter festgestampft war, konnte der Samen des Evangeliums nicht eindringen. Hat er jetzt das Spiel verloren gegeben? Nein! Die Liebe kennt keine Entmutigung, keine Verzweilung; er machte es wie ein Feldherr, der eine Stadt, wenn er sie beim ersten Sturm nicht erobern konnte, wiederholt und von verschiedenen Seiten angreift. In der Erkenntnis des eigenen Unvermögens zog er nach einer kurzen Ruhepause nach Rom, erbat sich den Segen des Statthalters Christi und eilte dann mit neuer Begeisterung durch Italien über die Alpen in das Herz von Deutschland. Er durchzog Thüringen, Sachsen und andere Gauen und predigte überall erfolgreich das Evangelium. Und die Liebe, die ihm das Wort auf die Lippen legte, gab auch in seiner Hand die Art; in kühnem Gottvertrauen legte er Hand an die heilige Eiche und fällte sie mit gewaltigen Streichen, und wie die Eiche krachend zusammenstürzte, so stürzte mit ihr das morich-Heidentum. Die letzten Spuren wurden allmählich ausgelöscht, und die Religion Christi faßte allwärts Wurzel gleich einem mächtigen Baume und breitete in deutschen Landen ihre Äste aus und

brachte Frucht und Segen bis auf den heutigen Tag. Und er hauchte diesem Baume eine unverwiltliche Lebensdauer ein; er gründete Kirchen, Seelsorgestellen, Bistümer, Schulen und Klöster, er stellte auf den Synoden und Priester-Versammlungen die Grundlätze auf, die Geltung haben sollten in den bekehrten Ländern; alle einzelnen Glieder der deutschen Kirche aber verband er organisch mit dem Haupte der Christenheit, verband er mit Rom, verknüpfte er mit dem Papste und gab ihr damit Anteil an der Verheißung: „Du bist Petrus, der Fels, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“

75 Jahre alt, hätte Bonifatius wohl verdient, seine letzten Lebensstage in friedlicher Ruhe zu verbringen; die Liebe hat es nicht gelitten. Alle Vorstellungen seiner Freunde prallten ab an seinem ehernen Willen, der gepanzert war durch die Liebe. Mit dem hl. Paulus konnte er sprechen: „Wer wird mich scheiden von der Liebe Christi? Trübsal oder Schwert oder Hunger oder Blöße?“ (Röm. 8, 35.) Nein, nichts in der Welt konnte seiner Liebe Schranken setzen; ihm schwebte das Wort des Meisters vor Augen: „Der gute Hirte gibt sein Leben für seine Schafe.“

Und so zog er denn zum letzten Male zum Orte seiner ersten Liebe, nach Friesland. Bei der heutigen Stadt Doornum erwartete er die Neugetauften, um sie in der hl. Firmung zu salben mit Del und sie einzuweihen zu Streitern Christi. Doch statt der Christen kam ein Haufen bewaffneter Heiden, die den Heldenpriester erschlugen. So wurde der Bischof selber gesalbt mit seinem eigenen Blute und erhielt den tödlichen Streich und erwarb die Krone des Martyriums und die Palme des ewigen Lebens.

Du aber, ehrwürdiges Fulda, häteft dein Grab und beistehest seinen Leib. Um seinerwillen klingt dein Name jedem deutschen Katholiken lieb und vertraut; zeige dich würdig dieser Ehre und trage die Fahne des Glaubens und das Banner echt katholischen Lebens deinen Brüdern mutig voran. Du beistehest seinen Leib — und wir alle wollen seinen Geist besitzen. Bonifatius möge weiter leben im Andenken der deutschen Katholiken; seine Liebe, sein Opfermut, sein Eifer mögen weiterglänzen in unseren Herzen. Der Geist des hl. Bonifatius verkörpert sich besonders im Bonifatius-Berein. In seinem Namen werden Gotteshäuser gebaut, Seelsorgestellen errichtet, werden die Lehren des Glaubens verkündet, werden unzählige Seelen

gerettet. Diesem Verein anzugehören ist für alle Söhne des hl. Bonifatius eine Ehrenschild. Siehe, die Liebe hat unter den Tugenden den ersten Platz; denn „jezt bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe, diese drei, die größte aber unter ihnen ist die Liebe“. (1 Kor. 13, 13.) Nun kannst du deine Liebe zu Gott gerade beweisen durch die Liebe zum Nebenmenschen, besonders durch die Unterstützung der Glaubensgenossen, die in Gefahr stehen, das ewige Heil zu verlieren. Lasset uns Gutes tun allen, sagt die hl. Schrift, besonders aber den Glaubensgenossen; unser Wort, unser Scherstein, unser Gebet kann da vielen Bedürfnissen abhelfen. Wenn wir Genossen des hl. Bonifatius werden in der Liebe, dann werden wir auch seine Genossen werden in der Seligkeit gemäß der Verheißung des Apostels: „Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört und in keines Menschen Herz ist es gedungen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben.“

Der Burgpfarrer.

Aus dem Kalender der Woche.

Ein guter Freund.

St. Antonius von Padua.

„Ich hab' dir aber Angst“, sagt der etwa zehn-jährige Alois zu seiner nicht viel älteren Schwester Gertrud, die gleich ihm eifrig im hohen Strafe des Gartens etwas sucht. Und man sieht es ihm an, daß er Angst hat; große, schwere Schweißtropfen stehen auf seiner bleichen Stirn. Ist auch kein Wunder; Vaters Uhr, die er ohne dessen Wissen aus dem Schrank genommen, ist ihm beim Herumtollen aus der Tasche gefallen und nicht mehr zu finden.

„Wir werden sie schon noch finden“, antwortete tröstend das Schwesterlein. „Ich bel' immerzu beim Suchen zum heiligen Antonius, der wird uns schon helfen.“

„Wir wollen hoffen“, seufzte der Bruder und sucht weiter. Nach einer Weile schreit er freudig auf, die Uhr ist gefunden.

St. Antonius von Padua, dessen Fest der Kalender am 13. Juni anweist, gilt beim kath. Volk überhaupt als ein großer Helfer und Fürbitter und in religiösen Zeitschriften wird unter der Rubrik „Gebetsgehörungen“ die Wundermacht des Heiligen in den verschiedensten Anliegen und Nöten von Unzähligen gepriesen.

Er gehört darum auch zu den populärsten Heiligen; alle katholische Christen, sogar die Kinder, erkennen ihn auf seinen Bildern und Darstellungen auf den ersten Blick; jedermann kennt den noch jugendlichen Mönch im Kleide des hl. Franziskus, der in der einen Hand eine Lilie als Sinnbild seiner Herzensreinheit hält, in der andern aber ein Buch trägt, auf dem das Jesuskind sitzt, das seine Augen freudlich dem Heiligen zuwendet. Ja, in Italien steht er in so hoher Verehrung, daß er geradezu nur „der Heilige“ (il santo) genannt wird ohne nähere Namensbezeichnung. Er teilt diesen Bezug mit der Muttergottes, die wir ja auch oft nur als die „heilige Jungfrau“ bezeichnen, ohne daß im Zuhörer auch nur der geringste Zweifel entstehen könnte, wer darunter gemeint ist.

Der heilige Antonius war im Jahre 1195 zu Lissabon geboren, erhielt in der Taufe den Namen Ferdinand und trat mit 15 Jahren in das Kloster der regulierten Augustinerchorherren seiner Vaterstadt ein, bald aber zog er nach Coimbra, da er in Lissabon zu regen Verkehr mit seinen Verwandten führen mußte, und wurde daselbst auch zum Priester geweiht. Als im Jahre 1220 die Reliquien von fünf Franziskanern, die in Marokko den Märtertod für ihren Glauben erlitten hatten, nach Coimbra gebracht wurden, erwachte in ihm die Sehnsucht nach einem gleich seligen Lose, und er wurde Franziskaner. Es ist bekanntlich erlaubt, aus einem minder strengen Orden in einen strengeren überzutreten. Jetzt nahm er den Namen Antonius an. Er erhielt auch wirklich noch im selben Jahre den Auftrag, in Afrika das Evangelium zu verkünden.

ein schweres Fieber aber zwang ihn, nach Spanien zurückzukehren. Ein heftiger Sturm verichlug das Schiff nach Sizilien und so kam Antonius nach Italien, wo im Jahre 1221 zu Assisi unter dem Vorzuge des Ordensstifters das Generalkapitel der Franziskaner gehalten werden sollte. Auch Antonius begab sich dorthin, um den heiligen Franziskus zu sehen. Aber beim Kapitel fand er wegen seines schwächlichen und kränklichen Aussehens keine Beachtung, nur Bruder Gratian, der Provinzial der Romagna, erbarmte sich des verlassenen Dastehenden und sandte ihn in das Klosterlein Montepaolo bei Forlì; da hier seine große Rednergabe entdeckt wurde, ernannte ihn der heilige Franziskus zum Prediger für ganz Italien. Zu Tausenden strömte das Volk herbei, um ihn zu hören, so daß er oft im Freien predigen mußte. Nach verschiedenen Kreuz- und Querfahrten kam er endlich nach Padua das fortan den eigentlichen Mittelpunkt seiner Tätigkeit bildete. Hier starb er am 13. Juni 1231. Schon nach einem Jahre wurde er heilig gesprochen und zu seiner Ehre eine prachtvolle Basilika zu Padua erbaut. Hierher wurde sein Leichnam im Jahre 1263 übertragen; als man in Gegenwart des damaligen Ordensgenerals, des heil. Bonaventura, den Sarg öffnete, fand man die Zunge des Heiligen unverleht, während der übrige Leib zerfallen war. Das Glied, das den Schöpfer so oft gepriesen hatte, sollte der Verwesung nicht anheimfallen.

In besonderer Weise zeigt sich in unserer Zeit die Verehrung des hl. Antonius durch das sogenannte Antoniusbrot. Das sind Almosen in Geld oder Lebensmitteln für Arme, gegeben in der Absicht, durch die Vermittlung des Heiligen in bestimmten Anliegen Erhöhung zu finden. Zur Aufnahme dieses Antoniusbrotes findet man unter den Statuen des Heiligen in den Kassen angebracht mit der entsprechenden Bitte um Spenden. Da lassen sich gut unbekannter Weise Wohlthaten spenden; denn niemand kann wissen, von wem die Gaben gegeben wurden. Und so soll man bekanntlich gute Werke üben, daß sie von den Menschen nicht gesehen werden.

Der Kalenderschreiber.

Jugendlicher Opfermut.

Hiermit erlaube ich mir — so schreibt im „Sendbote“ ein Priester — Ihnen zwei Tatsachen zur Kenntnis zu bringen, bei denen man nicht weiß, was man mehr bewundern soll: den Edelmut und die Gutherzigkeit der beiden wackeren Burschen, um die es sich handelt, oder das Warten des heiligsten Herzens Jesu in diesen Jünglingsherzen.

In einem Artikel der „Stadt Gottes“, Januarheft 1913, wurden alle Leser dieser Zeitschrift aufgefordert, zu dem Bau eines Herz-Jesu-Kirchleins in Japan beizusteuern. Am 12. Januar d. J. ging uns daraufhin folgendes Brieflein zu:

Guer Hochwohlgeboren!

Ubersende Ihnen hiermit die Ersparnisse, die ich beim Militär gemacht habe, und gebe es für die Tröstungen der Menschen, welche vom Herzen Jesu ausströmen. Ich lege es also als Baustein zum Bau eines Herz-Jesu-Kirchleins in Japan nieder, da wir um Gaben dafür in der Stadt Gottes gebeten wurden. Es grüßt Euch ergebens!

Dieser Bursche ist ein Bauernknabe aus dem Pongau, 25 Jahre alt. Er sandte uns sein Postsparkassenbuch, das auf 33 Kronen lautete. Welch herrliches, aber auch welch schweres Opfer! Würde es diesem Jünglinge vom großmütigen Herzen Jesu belohnt werden mit Gnadenhägen im Leben und mit Himmelsfreuden im Jenleis.

Dann habe ich die Freude, Ihnen noch ein anderes Brieflein mitzuteilen, das ebenfalls von einem goldenen Jünglingsherzen herrührt. Es hüllte eine Krone (1 Krone = 85 Bsg.) ein; auf dem Zettel stand kurz: „Diese Jubiläumskrone habe ich vor langem schon von der Mutter gechenkt bekommen. Es hat mich immer gereut zum Her-

geben. So gebe ich sie als Baustein zur Herz-Jesu-Kirche in Japan, wie ich in der Stadt Gottes gelesen habe. Mit Gruß N. N.“

Dieser Bursche steht im 17. Lebensjahre und ist eins der ältesten Kinder einer Familie, die 16 Kinder zählt — einer sehr armen Bauernfamilie, die sich ums irdische Brot plagen muß. Daraus möge man die Größe des Opfers ermessen, das der wackere Junge aus Liebe zum heiligsten Herzen Jesu gebracht hat!

Möchten diese beiden glänzenden Beispiele edlen Opfermutes und wahre Herz-Jesu-Liebe durch den Sendboten recht vielen jungen Leuten vorgeführt werden und sie anspornen, ähnliche Zeugnisse wahrer Herzensgroßmut zu liefern.

Was ich aber noch sehnlicher wünsche, und beim täglichen Opfer erlebe, ist, daß recht viele Jünglinge von diesen Beispielen lernen mögen, aus Liebe zum hl. Herzen Jesu alle Tugenden zu üben, die wir im göttlichen Herzen bewundern, um so dem Heiland ein Kirchlein zu errichten, nicht aus Mörten und Stein, sondern in ihren eigenen jugendlichen Herzen.

Diese Frage ist gewiß berechtigt; denn wenn unsere unvollkommenen Flugmaschinen nur durch vieles Nachsinnen zustande kommen konnten, dann sind jene weit vollkommeneren sicherlich nicht durch blinden Zufall entstanden. Welches ist also der Geist, der sie au-ge-dacht? Kein Menscheng Geist; denn lange bevor der erste Mensch auf Erden erschien, gab es schon Vögel aller Art und Gattungen. Außer dem menschlichen Geiste gibt es aber keinen irdischen Geist. Es muß daher ein überirdischer Geist der Erfinder sein. Wie heißt er? Jedes gläubige Kind kennt ihn und nennt ihn Gott; unsere Ungläubigen aber, gelehrte und ungelehrte, stehen vor der Frage und wissen keine Antwort. In ihrer Verlegenheit sagen sie, es müsse doch wohl der Zufall der Erfinder gewesen sein. Also dem blinden Zufall schreiben sie mehr Verstand zu als sich selbst. So spotten sie ihrer selbst und wissen nicht wie. Wahrlich nur der Tor spricht in seinem Herzen: „Es gibt keinen Gott.“ (Psalm 13, 1.)

Die besten Flugmaschinen und ihr Erfinder.

Seit Jahrtausenden hat der Mensch den Wunsch gehegt, sich in die Lüfte erheben und fliegen zu können. Die vielen alten Sagen, wie die alt-nordische von Wieland mit seinem selbstgeheimdeten Flügelkleide und die griechische von Dädalus und Ikarus mit ihren künstlichen Flügeln aus Federn und Wachs bezeugen das. Wie mancher erfindertische Geist mag sich seitdem angestrengt haben, eine brauchbare Flugmaschine zu ersinnen! Die Aufgabe war eben nicht leicht. Daß eine Maschine, die viel schwerer ist als die Luft, sich selbst in die Luft erhebe und den Binden zum Trotz dort ihre eigene Richtung verfolge, erschien manchem fast unmöglich. Allein der Menscheng Geist hat nicht nachgelassen, neue Pläne auszudenken, bis er seine Anstrengung mit Erfolg gekrönt sah. Heute ist die Aufgabe im wesentlichen gelöst, und unsere Zeit ist nicht wenig stolz auf diese Errungenschaft. Ganz vollkommen sind unsere Apparate ja immer noch nicht; denn noch im vergangenen Jahre haben nicht weniger als 130 Flieger ihre Luftreise mit dem Leben bezahlen müssen.

Aber gibt's denn wirklich noch keinen Flugapparat, der allen Anforderungen entspricht, der mit Leichtigkeit emporsteigt und mit voller Sicherheit die Lüfte durchkreuzt? Doch, es gibt deren viele und von mannigfacher Konstruktion; Apparate so vollkommen, daß sie sich selbst regulieren, kleine Beschädigungen selbst ausbessern, ja, was noch viel staunenswerter ist, sich selbst vervielfältigen. Erträst du, was ich meine? Ich meine jene lebendigen Flugapparate, die wir Vögel nennen. Stellen sie durch ihre geschickte Einrichtung nicht alles in Schatten, was unsere geistvollsten Erfinder bis jetzt zustande gebracht haben? Wer hat diese lebendigen Flugzeuge ersonnen?

Ulrich, der kleine Saulus.

Eine Knabengeschichte von Ludwig Nädling.

I. Kapitel.

Ulrich verfolgt die Christen.

Die Mittagsandacht in der Kirche auf dem Liebfrauenberge mußte gleich zu Ende sein. Die Salvaglocke hatte bereits geläutet, und die Schellen der Mesdiener klingelten zum letzten Segen. Man hörte sie ganz deutlich bis in die verschneiten und stillen Anlagen hinaus, die sich von der hochgelegenen Klosterkirche zur Stadt hinunterziehen.

Es war so still im Bereich der kahlen Bäume und emblätterten Büsche. Kein Vogel zirpte, kein Lachen drang von der weit entlegenen Rodelbahn herüber. Nur dann und wann ein Sträbenschrei vom offenen Feld draußen oder der Schlag einer Turmuhr von der Stadt herauf. Die frühe Dämmerung der Wintertage sank schon vom trüben Himmel herunter und erfüllte den Dain mit einem grauen, fast undurchsichtigen Dunst.

Das war wohl so die richtige Zeit, wo böse Dämonen umgeben, um ihre schlimmen Taten zu vollbringen. Eben schlich sich abseits vom festgetretenen Kirchwege ein etwa dreizehnjähriger Junge durch das Buschwerk, das den Fuchsteig nach dem Liebfrauenberg umsäumt. Wenn er droben noch in die Andacht wollte, dann kam er ganz gewiß zu spät; denn die Kirchenbesucher mußten jeden Augenblick herunterkommen. Aber es schien, als ob das Büschlein etwas ganz anderes vorhätte. Es hielt den linken Arm an die Brust gedrückt. Darauf hatte es eine ganze Reihe fest zusammengedrückter Schneeballen liegen. Es schlich vorsichtig durch den Schnee und die Büsche, um den Vorrat an Geschossen nicht zu verlieren.

Erst an einer Stelle, wo man den Kirchweg auf übersehen und bequem mit Füßeln bestreichen konnte, machte es halt und suchte sich einen Platz heraus, wo es selber vor den Blicken der Vorübergehenden sicher war. Dort wurden die Schneeballen niedergelegt und noch um eine ganze Anzahl vermehrt. Wer den Jungen bei seinem verborgenen Treiben hätte beobachten können, dem wäre es nicht entgangen, wie zuweilen ein boshaftes und schadenfrohes Lachen über sein an sich ganz hübsches Gesicht lief und es entstellte.

Jetzt benutzte sich Ulrich Grandmaer — denn kein anderer wars — noch einmal verstoßen vor und kate zur Höhe hinauf. Nichtig, da kamen sie herunter! Teils in kleineren Gruppen mit einander plaudernd, teils einzeln still vor sich hinstehend stiegen die heimkehrenden Kirchenbesucher zu Tal.

Der in seinem Hintertische lauende Ulrich ließ die Erwachsenen unbefellig vorüberziehen. Wie aber dann eine Anzahl kleiner Schulmädchen folgte, da bligte es launhaftig in den Augen des bösen Dämonen auf. Als die Schar arglos einige Schritte an seinem Schlupfwinkel vorüber getrippelt war, sauste ein wohlgezielter Schneeball der kleinen Hedwig Salina geradewegs ins Gesicht. Das Kind schrie mehr vor Schreck als vor Schmerz schrill auf und brach dann in ein lautes Weinen aus.

Die übrigen Mädchen drehten sich um und spähten nach dem verborgenen Missetäter. Hedwigs größere Schwester Hanna aber rief vor sich her: „Was muß das für ein feiger Kerl sein, der so ein schwaches Kind nicht in Ruhe lassen kann!“ Doch sie hatte das kaum gerufen, als auch sie ein Schneeball mitten ins Gesicht traf, so daß ihr nur so die Funken aus den Augen flogen. Als das die übrigen Mädchen sahen, rannten sie kreischend in schauerlicher Flucht den Weg herunter. Hanna folgte ihnen, starkmütig ihren Schmerz verbeißend und in treuer Schwesterliebe bemüht, die kläglich schluchzende Hedwig gegen den Haosel von Schneebällen zu decken, der ihnen nachsah.

Ulrich war jetzt auf den Kirchweg hinausgetreten und feuerte eben seine letzten Geschosse den Fuchsteig hinunter, als in einiger Entfernung hinter ihm der laute Ruf erschallte: „Ulrich — Ulrich — warum verfolgst du wehrlose Kinder? Psui schäme dich!“

Der Junge drehte sich um und gewahrte den alten Vater Paulus, der mühsam auf einen Stock sich stützend noch zu einem Abendbesuch ins Siechenhaus hinunter wollte. Jetzt hieß es aber ausweichen! Denn es erschien dem Büschlein doch nicht geraten, dem derben Stod des armen Franziskaners zu nahe zu kommen. Und so schlug er sich denn rasch wieder seitwärts in die Büsche.

Der sonst so mildherzige Vater war über den feigen Knechtling so erzürnt, daß er ihn nicht ungestraft entweichen lassen wollte. So schwer dem gichtbrüchigen Vater das Laufen auch fiel, er aing doch, so rasch er konnte, dem Feindtäter nach, während er ganz

ankerknief: „Wart nur! Du entkommst mir doch nicht!“ Ulrich aber kannte die Hilflosigkeit seines Verfolgers nur zu gut und hatte bald einen so großen Vorsprung, daß er seine Freiheit mit einer neuen Knechtlichkeit auszuwechseln konnte. Und so schämte er sich nicht, aus sicherer Bedeckung dem ehrwürdigen Priesterkreuz entgegen zu rufen: „Saulus — Saulus, warum verfolgst du mich?“

Nach dieser vermeintlichen Selbstat lauschte er wieder, ob der Vater die hoffnungslose Verfolgung aufgeben würde. Das schien aber nicht der Fall. Denn plötzlich traten in bedenklicher Nähe ein paar dürre Äste, über die er selber vorhin in leichtem Sprung hinweggeglitten war. Da schien es ihm doch angezeigt, noch eine Strecke weiter zu gehen. Und so — er einigte Schritte rückwärts, um seinen Bedr — er im Notfall noch rechtzeitig sehen zu können.

Doch da geschah ganz unerwartet etwas Schreckliches. Plötzlich gab der Schnee unter seinen Füßen nach — und der unglückselige Junge stürzte mit einem kurzen Wehrei in einen etwa acht Meter tiefen Steinbruch hinunter, der seit vielen Jahren außer Betrieb war. Man hörte nur noch einen dumpfen Aufschlag unten — und dann war es totenstill. —

2. Kapitel.

Ulrich auf dem Wege nach Damaskus.

Etwa hundert Schritte von dem Platze entfernt, wo das Unglück geschah, war Vater Paulus stehen geblieben, um Atem zu schöpfen. Er langte sein Taschentuch aus der Kapuze, um sich den Schweiß von der Stirne zu wischen. Sollte er dem bösen Dämon noch weiter nachlaufen? Es hatte ja doch keinen Zweck! Schon gab er den Gedanken an eine weitere Verfolgung auf und beschloß, lieber an den großen Holzperlen seines Rosenkranzes ein Gebeten für den ungerateten Jungen zu beten.

Doch was war das? Scholl eben nicht noch ein Schrei aus dem Gebüsch zu ihm herüber? Aber das war nicht der lustige Ruf eines übermütigen Dämonen — das klang wie in Todesstöhnen! Da schoß auch schon dem erschrockenen Vater ein entsetzlicher Gedanke heiß durch das Herz: der Steinbruch — der Steinbruch! Sollte der Unglückliche dort abgestürzt sein?

Dem alten Franziskaner schmerzten die Glieder und dem Atem ging ihm mühsam und leuchtend durch die müde Brust. Aber er dachte nicht an sich. Weh, wenn dem Büschlein ein Unfall zugefallen wäre! So rasch als nur irgend möglich bahnte sich Vater Paulus einen Weg durch den hohen Schnee und das wirre Buschwerk, während er alle Engel dem gefährdeten Knaben zu Hilfe rief: „Laß ihn nicht stürzen, Barmherziger! Laß ihn nicht mit einer Sünde der Lieblosigkeit vor Deinen Richterstuhl treten! Herr, wenn Du wis Menschen strafen willst, ob unserer Sünden, dann züchtige mich — nur laß seine Seele nicht verloren gehn!“ Aufmerksam die Fuchsvuren des Knaben verfolgend, schleppte er sich weiter und weiter, bis er plötzlich mit einem schmerzlichen Ausruf stehen blieb. Ach, seine trüben Ahnungen!

Da lag der Steinbruch vor ihm! Da sah er die Lücke in dem gleichmäßig an dem Rande angewehten Schnee! Vorsichtia auf seinen Stod sich stützend und mit der anderen Hand an einem überhängenden Ast noch einen Halt suchend beugte er sich vor und starrte bana vorstehend Herzens hinunter.

Obwohl er schon altersschwache Augen hatte, und es schon ziemlich dunkel geworden war, sah er doch denn deutlich da drinnen auf der weißen Schneedecke eine regungslose Gestalt liegen. Und wie — farbte sich nicht um das Haupt des Verunglückten der Schnee dunkelrot?

Vater Paulus, der das Schmerzenskind der Pfarerschule nur zu gut mit Namen kannte, rief hinunter: „Ulrich, Ulrich, ich komme zu dir! Hast du dir sehr weh getan?“ — Keine Antwort, kein Lebenszeichen. — Jetzt galt es sein laues Bestimmen.

Nur einen Augenblick hob Vater Paulus die Hände wie segnend über den Abgrund — ein kurzer Ruf: „O Jesus — sei ihm gnädig und barmherzig!“ — Und dann die geheimnisvollen Worte der priesterlichen Losprechung.

Nun galt es aber, dem Verunglückten so rasch als möglich zu Hilfe zu kommen. Ein Blick überzogene den Franziskaner, daß es ganz unmöglich war, auf dieser fast senkrechten abfallenden Seite hinunter zu steigen. Mit Gewalt aus seiner eigenen Hilflosigkeit sich aufrassend, suchte er sich einen Weg am Rande des Abgrundes entlang. Einige Male stieß er aus und stürzte nieder, einmal riste er sich an einer Dornhecke die beiden Hände blutig — aber nichts hielt ihn auf, bis er auf einem Wege anlangte, aus dem man früher die Steine aus dem Bruch gefahrt

Roch einige Augenblicke — und er kniete neben dem Verunglückten.

Der Junge war offenbar im St. ca mit dem Kopf auf einen Stein aufgeschlagen. Denn das Blut sickerte aus dem wirren Haar. Hätte der tiefe Schnee nicht den Anprall gemildert, so hätte der Kerne ohne Zweifel das Genid gebrochen. Mein Gott, er war doch nicht tot? Mit zitternden Fingern riß ihm der Vater die Nacke auf und leate seine Hand auf das Herz. Gott sei Lob und Dank, es schlug noch!

Der Mönch faltete jetzt sein Taschentuch zusammen und verband die Wunde so gut es aing. Dann suchte er den Knaben aufzuheben, was ihm aber nur nach wiederholter vergeblicher Anstrengung gelang. Als er ihn endlich mit verzweifelter Anstrengung hinaus auf den offenen Weg geschleppt hatte, da verlor er die Kraft, und er ließ seine Bürde wieder in den Schnee sinken. Hilflos schaute er sich nach allen Seiten um. Kein Mensch war rinas zu sehen. Auf seine Hilferufe antwortete keine Stimme. Nur ein paar Raben flohen aufgeschreckt mit lautem Krächzen davon. So blieb ihm nichts anderes übrig, als den Verunglückten liegen zu lassen und Hilfe herbeizuholen. Damit er aber in der Kälte des herbrechenden Winterabends nicht erstarren sollte, nahm der Vater seinen Mantel ab und breitete ihn auf den Schnee. Dann leate er den Jungen so behutjam als möglich darauf und deckte ihn so sorgfältig als es aing zu. Jetzt noch ein Kreuzzeichen auf seine Stirne, ein Stokäbel zum Himmel — und dann lief Vater Paulus so schnell ihn nur seine schmerzenden Füße tragen wollten, der Stadt entgegen.

Als er endlich in der Nähe der ersten Häuser Leue getroffen, beschwor er sie, doch mit ihm zu kommen und ihm zu helfen. Eine Frau war gleich bereit, ans nächste Telefon zu laufen und die Rettungsswache zu benachrichtigen. Ein Junge lief sofort zu Dr. Müller, der einige Häuser weiter wohnte.

Als nach etwa zehn Minuten die Mannschaft von der Rettungswache vor dem Steinbruch anlangte, sah man Dr. Müller neben Vater Paulus im Schnee bei dem immer noch Verunglückten knien. Eben hatte der Arzt einen besseren Verband angelegt, und die Leute hörten, wie er gerade zum Priester sagte: „Mein — tot ist er nicht! Auch die Wunde scheint mir nicht lebensgefährlich. Ob er sich aber nicht eine schwere Gehirnerschütterung zugezogen hat, das muß sich erst noch zeigen. Doch ich fühle eben, daß er auch den rechten Arm zweimal gebrochen hat.“

Der Vater seufzte schmerzlich. Denn er hatte diesen Arm noch vor seiner halben Stunde in jedem Uebermut gegen hilflose Kinder erhoben gesehen. Ein paar Tränen stahlen sich jetzt über seine laueren Wangen, und Menschen nicht verständlich murmelten seine Lippen: „Herr, erbarme Dich seiner! Der Du einen Saulus auf dem Wege nach Damaskus stürzen liekst, um ihn zu einem ganz neuen Leben zu erwecken, laß auch diesen Sturz dem Knaben zum Heile sein!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Quelle wahrer Freude.

Jeden Mittwoch kommt raelsmäßig ein armer Bediensteter mit einem Paket seiner Gitma in unser Haus. Und jedesmal freue ich mich auf den wackeren Alten; denn, was man so selten im Leben der Großstadt sieht — ein wahrhaft frohliches, glückliches Gesicht — das finde ich bei ihm. Ich wußte von dem Manne kaum mehr, als daß er einen mühevollen, oft 10—12 stündigen Dienst hatte, und schon oft dachte ich über den Grund seiner Freude nach; da bot sich jüngst die Gelegenheit. Ich fragte, ob er denn nicht müde sei.

„O ja, aber wissen Sie, mit einem bißchen guten Willen überwinde ich alle Müdigkeit.“

„Aber wird Ihnen die harte Arbeit nicht zu viel, geht Ihnen nicht manchmal die Geduld aus?“

„Nein, Fräulein,“ er ah auf meine Kongregations-Medaille und sagte dann einfach heraus: „Ich kann alle Tage in die hl. Messe und zur hl. Kommunion gehen. Wenn ich das habe — dann kann ich gar nicht traurig sein. Meine ganze Kraft und meine Freude hole ich mir bei unterem Herrn.“ Sprach's, nahm sein schweres Paket und ging mit freundlichem Grusse fort.

Sold' ein goldener Sinn unter dem blauen Felle: kittel, solch' ein herrlicher Reichtum in einem blutarmen, harten Leben! Hülfe wahr, leuchtender als der hellste Sonnenschein ist die Freudenjonne im Tabernakel!

Die heilige Familie, das Vorbild der christlichen Familie.

Allerlei über Erziehung.

Offenheit des Charakters.

(Schluß.)

Am Nachmittag ließ die Lehrerin B. die Mutter des Kindes zu sich kommen und teilte ihr den vahren Sachverhalt mit. Diese eine recht christliche, brave Frau aus dem Volke, war sehr entrüstet und tief betrübt über die Vorstellungen ihres Töchterchens.

„Wie bin ich erschrocken, als das Kind damals im Wagen nach Hause gebracht wurde“, erzählte die Frau. „Ich lief gleich zu einem Arzt, der meinte, die Ohnmachtsanfälle könnten vom starken Wachen kommen, auch der Vorbote einer schweren Krankheit sein. Er riet mir, das Kind mit Wein, Eiern und Milch zu kräftigen, im Wiederholungsfall ihn zu ruhen. . . Und wenn ich jetzt denke, daß alles erlogen war, daß ich Hedwig den teuren Portwein, Eier und Cognac ganz unnötig gegeben habe. . .“ Die Frau hielt entrüstet inne, „aber ich werde ihr die Verstellungskunst schon austreiben, dessen können Sie versichert sein, geehrtes Fräulein“, schloß sie erregt.

„Doch mit Ruhe, gute Frau, nicht wahr!“ „Gewiß, im Horne strafen taugt nicht; bis ich wieder zu Hause bin, hat sich meine Aufregung gelegt. Ich danke ihnen herzlich, daß Sie mir die Augen geöffnet haben. Mein Kind darf um keinen Preis eine Heuchlerin werden, der niemand trauen kann und von der unser Herrgott sich mit Abscheu wendet.“ — Damit ging die brave vernünftige Frau nach Hause. — Möchten alle Mütter aus dem Volke so denken und handeln, wie sie.

Den andern Morgen kam Hedwig mit verweinten Augen zu ihrer Lehrerin und bat dieselbe sehr zerknirscht wegen ihres unwahren Betragens im Verzeihung und gelobte, sich nie mehr zu verstellen.

Da die Mutter des Kindes in schönem Einverständnis mit der Lehrerin an der Verrichtung desselben arbeitet, so können beide auf guten Erfolg hoffen.

Vor allem müssen die Eltern selbst immer wahr und aufrichtig sein. Das Beispiel wirkt ja so unäglich viel bei der Erziehung. Hört das Kind aber, wie die eigene Mutter lügt, sieht, daß sie den Vater hintergeht, sich vor andern Leuten verhält, welche traurige Folgen muß das in seiner Seele vorbringen! Es verliert nämlich dadurch vorerst die Achtung vor der Mutter, dann das Gefühl der Wahrhaftigkeit. Ihre Ermahnungen werden keinen Eindruck hervorbringen und sie darf sich nicht wundern, wenn sie selbst von ihren Kindern belogen und betrogen wird.

Kinder fragen manchmal nach Dingen, die zu wissen ihnen noch nicht zusteht. Auch in solchen Fällen soll die Mutter nicht zur Täuschung ihre Zuflucht nehmen, sondern eine ausweichende Antwort geben. Unschuldige Kinder sind leicht zufriedengestellt.

Zur Aufrichtigkeit gehört ebenfalls, daß die Mutter treu in ihren Versprechungen und fest in Ausführung ihrer Drohungen sei. Geschieht dies nicht, so verliert das Kind allmählich den Sinn für Treue und Wahrheit und hält sich auch nicht dazu verpflichtet. Durch zu starke Drohungen werden die Kinder oft zur Unaufrichtigkeit und Heuchelei veranlaßt. Mache man es den kleinen Sündern nicht zu schwer, ihre Fehltritte einzugehen. Manche neigen von Natur zur Verschlossenheit, da muß die Mutter sich bemühen, das Vertrauen ihres Kindes zu gewinnen. Sie wird gut tun, ihm Verzeihung und Milderung der Strafe in Aussicht zu stellen, wenn es offen seinen Fehler eingesteht. Ein freiwilliges, offenes Geständnis verdient die ganze Erlassung der Strafe.

Jede christliche Mutter sollte oft mit ihren Kindern von der Häßlichkeit der Lüge und Verstellungen sprechen, die veranschaulichend machen vor den Augen Gottes und verächtlich bei allen edlen Menschen. Dabei müßte sie weiter die Schönheit

eines aufrichtigen Charakters preisen, in den man hineinschaue, wie in einen klaren Spiegel, dem man allezeit glauben und vertrauen könne, den alle Gutgesinnten achten und schätzen, auf den Gott, die ewige Wahrheit, mit Wohlgefallen niederblide.

Wohl dem Kinde, welches allezeit offen und wahr ist, denn vor dem Lichte der Aufrichtigkeit fliehen manche andere Sünden, die im Verborgenen schleichen.

Hören wir auf die Stimme der Wahrheit in unserer eigenen Brust, und wir werden stets klar den richtigen Weg erkennen für uns und diejenigen, welche unserer Leitung anvertraut sind.

Briefe an einen Jüngling.

2. Du mußt Fühlung mit Gott behalten.

Lieber Wilhelm!

Endlich ein erster Brief von Dir! Ich mußte mich schon manchmal gegen den Gedanken wehren, als sollte ich mit einer Ansichtskarte ein für allemal abgefertigt werden. Nun hast du mir aber bewiesen, daß Du deinen Pfarrer daheim und Dein Versprechen nicht vergaßest. Schön von Dir, wackerer Wilhelm!

Es freut mich sehr, daß Du Wohnung im Gesellenhause genommen hast. Dadurch wird es Dir am leichtesten möglich sein, auf dem Wege auszuharren, den Du seither so treu und gewissenhaft gegangen bist.

Deine Bitte, doch bald wieder einmal zu schreiben, erfülle ich Dir recht gern. Und zwar möchte ich Dir heute ein paar Worte über das Beten schreiben. Du wirst freilich denken, da auch gleich wieder der Pfarrer heraus und der könne so wenig das Predigen lassen wie die Käse das Mäusen.

Da hast Du recht, Wilhelm! Das sind doch hoffentlich die schlechtesten Käse nicht, die das Mäusen nicht lassen können! — Ich aber weiß von einem schlechten Keil, ja vom allerschlimmsten den es gibt, daß er beständig umhergeht wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verichlinge. Wenn Du mir das nicht glauben willst, dann glaub' es wenigstens dem heiligen Petrus, der das ausdrücklich an die Judenchristen in Kleinasien schreibt.

Das ist nun freilich schon bald zweitausend Jahre her. Aber ich kann nicht sagen, daß seitdem der Satan seine Praxis geändert hat. Sein größtes Unheil richtet er aber nicht mit lautem Brüllen an. Heute schleicht er sich am liebsten heimlich in die Herzen hinein und schlüpfert dort das religiöse Leben ein. Dann wird ein Gebet um das andere vergessen, kein gutes Buch mehr zur Hand genommen, immer seltener der Sonntags-Gottesdienst besucht und der Weg zum Beichtstuhl beständig links liegen gelassen. Und so verliert ein Mensch nach und nach die Fühlung mit Gott vollständig, ohne daß er es recht gewahr wird. Kommt dann einmal ein plötzlicher Angriff von außen, so hält die vereinsame Seele nicht stand und die ganze Religion bricht zusammen wie ein Haus, dessen Wände verwittert und dessen Balken verfault und vom Wurm zerfressen sind. Darum, lieber Wilhelm, bit! ich Dich um alles in der Welt: Behalte ständig Fühlung mit Gott! — Ich will Dir das einmal ein bißchen für Deine Verhältnisse praktisch auslegen. Die Sache ist durchaus nicht so schwer, wie Du vielleicht fürchtest.

Vergiß mir zunächst Deine notwendigen Gebete nicht! Du kannst in diesem Punkte ganz gut Deine Pflicht erfüllen, ohne daß dabei Deine Arbeit Schaden leidet oder die Erholung zu kurz kommt.

Biest Du als wohlzogener Mensch täglich Deinem Meister und Deinem Mitgesellen einen „Guten Morgen!“, warum soll dann Dein Herrgott gerade ein Stiefkind sein, und ohne jeden Gruß gelassen werden? — Du brauchst darauf keine Viertelstunde zu verwenden. Ein Wort des Dankes und der Bitte und eine gute Meinung, die brauchen

zusammen meist nicht halb so viel Zeit, als manche darauf verwenden, sich einen tadellosen Scheitel zu kämmen.

Und wenn Du an einem Abend auch oft herzlich müd' bist und Du schon über dem Ausziehen Deiner Stiefel halb einschliffst: dem lieben Gott kannst Du doch erst noch geschwind „Gute Nacht!“ sagen. Schliffst Du wirklich manchmal mitten über dem Beten ein, o Wilhelm, das ist fürwahr kein Unglück! Doch viel tausendmal besser als über nichtsnutzigen Gedanken!

Auch das Tischgebet braucht niemals ausgelassen zu werden. Wenn heute so viele Menschen über ihr Essen herfallen, ohne auch nur mit einem Gedanken sich des Gebers alles Guten zu erinnern, so brauchen sie wahrhaftig darauf sich nichts einzubilden. Das tut mein Hund hier und das Rindvieh im Stalle meines Nachbarn auch! —

Du brauchst keine langen Gebete, Wilhelm, aber Du brauchst den guten und starken Willen, regelmäßig und Tag für Tag zu beten. Darauf kommt es an! Es kann Dir ja manchmal vorkommen, daß Du deswegen von einem leichtsinnigen Menschen als „Betbruder“ gehandelt wirst. Laß Dir deswegen keine grauen Haare wachsen, Wilhelm! Deswegen wird Dir doch Deine Suppe nicht schlechter schmecken — und die andern werden schon ruhig, wenn sie sehen, daß Du gar nicht darauf achtest. Mit Leuten von solcher Besinnung streitet man sich doch nicht.

Am Sonntag bist Du gleich gar dein eigener Herr. Der gehört Dir und Deinem Gott allein. Ich sag' Dir nun nicht, daß Du da immer eine heilige Messe hören sollst; damit würde ich Dich zu beleidigen glauben. Du bist ja nicht gewohnt, so naiverig mit Deiner Sonntagspflicht umzugehen. Unterschätze aber auch in Zukunft nicht den hohen Wert einer Predigt. Wir Menschen, selbst die besten und eifrigsten, haben es nur zu nötig, immer neue Waffen in die Hand, neuen Eifer ins Herz und Feuer unter die Füße zu bekommen. Religiöse Schlammzüge gibt es mehr als genug in der Welt, wir brauchen deren Zahl nicht noch zu vergrößern.

Mach' Dir nicht zu viel Vorsätze und nicht zu schwer ausführbare. Du wärdest sonst doch bald die eine Hälfte ganz vergessen und die andere Hälfte schlecht ausführen. Was Du Dir aber einmal mit ruhiger Ueberlegung vorgenommen hast, das führe auch mit jener Treue und eisernen Beharrlichkeit aus, die einem deutschen Jüngling so prächtig anstehen.

Das gilt auch von dem Beichten. Verschieb' mir's doch auf keinen Fall über ein Vierteljahr! Und wenn Du Dir alle zwei Monate zur Regel machst, so ist es noch viel besser! Unsere modernen Herren halten so viel auf ein glatt rasirtes Gesicht, auf ein sauberes Vorhemd und einen tadellosen Anzug. Wenn man sie aber einmal links machen und ihre Seele nach außen kehren könnte: wie viel Schmutzinken und elende Lumpen liefen dann auf dem Trottoir herum!

Drum sag' ich's noch einmal, bester Wilhelm, Du mußt Fühlung mit Gott behalten! Dann wirst Du immer mehr gewahr werden, daß dies die Arbeit leichter, jedes Leid erträglicher und jedes anständige Vergnügen genußreicher macht.

Und nun zum Schluß noch ein paar Fragen. Hast Du Dein Gebetbuch bei Dir, das Dir Dein Pate bei der Firmung geschenkt? Und was macht denn Dein Rosenkranz, den ich Dir zum Andenken mitgegeben? Wenn Du Dein Skapulier etwa schon durchgeschwitzt hast, so schreib's nur Deiner Mutter, die näht Dir gern ein neues ein und schickt es Dir gewiß mit, wenn Du Deine nächste Sendung aus dem väterlichen Rauchfang bekommst.

Nun langt's aber für heute. — Grüße mir Deinen Kollegen, von dem Du schriebst, daß er auch ein ganz patent Katholik sei. Behalt' Dich Gott, Wilhelm, und denke bei deinem nächsten Abendgebet auch ein klein wenig an Deinen alten Pfarrer.



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt

mit den Beilagen

Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik und Ratgeber für Landwirtschaft etc.

Gerausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actiendruckerei in Sulda.

Nr. 24.

Sonntag den 14. Juni 1914.

31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Befestigung. Inzerate die einseitige Colonizelle oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich Erfüllungsort i. das Einklagen von Forderungen ist S u l d a. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochentalender — Zweiter Sonntag nach Pfingsten. — Ueberstiegene Berge. — Aus dem Kalender der Woche. — Zum Monat Juni. — Segen des Männerapostolates. — Die Treue gegen die Gnade Gottes. — Der Fluch des Geldes. — Splitter. — Ulrich, der kleine Saulus. — Hausregeln für Eheleute. — Briefe an einen Jüngling

Wochentalender.

- Sonntag, 14. Juni, 2. nach Pfingsten.
- Montag, 15. Juni, von der Oktav. — Vitus, Modestus.
- Dienstag, 16. Juni, von der Oktav. — Barde, Benno.
- Mittwoch, 17. Juni, von der Oktav. — Adolf.
- Donnerstag, 18. Juni, v. d. Oktav. — Hiltila, Martinus und Marcellianus.
- Freitag, 19. Juni, Herz-Jesu-Fest. Juliana, Jungfr.
- Samstag, 20. Juni, Sylvester, Papst.

Zweiter Sonntag nach Pfingsten.

Gleichnis vom großen Abendmahl.

Evangelium Luk. 14, 16—24.

In jener Zeit trug Jesus den Pharisäern folgendes Gleichnis vor: Ein Mensch bereitet ein großes Abendmahl und lud viele dazu ein. Und er sandte seinen Knecht zur Stunde des Abendmahles, um den Geladenen zu sagen, daß sie kämen, weil schon alles bereit wäre. Und sie singen alle einstimmig an sich zu entschuldigen. Der erste sprach zu ihm: Ich habe einen Meierhof gekauft und muß hingehen, ihn zu sehen; ich bitte dich, halte mich für entschuldigt. Und ein anderer sprach: Ich habe fünf Joch Ochsen gekauft und gebe nun hin, sie zu versuchen; ich bitte dich, halte mich für entschuldigt. Und ein anderer sprach: Ich habe ein Weib genommen, und darum kann ich nicht kommen. Und der Knecht kam zurück und berichtete dieses seinem Herrn. Da ward der Hausvater zornig und sprach zu seinem Knechte: Geh schnell hinaus auf die Straßen und Gassen der Stadt, und führe die Armen, Schwachen, Blinden und Lahmen herein. Und der Knecht sprach: Herr, es ist geschehen, wie du befohlen hast; aber es ist noch Platz übrig. Und der Herr sprach zu dem Knechte: Geh hinaus auf die Landstraßen und an die Dämme, und nötige sie, hereinzukommen, damit mein Haus voll werde. Ich sage euch aber, daß keiner von den Männern, die geladen waren, mein Abendmahl verkostet soll."

Ueberstiegene Berge.

Dem Hannibal wird nachgerühmt, daß er mit seinen Soldaten, Elefanten und Kriegswagen in kühnem Wagemut die Alpen überschritt, um die Römer in ihrem eigenen Nest anzugreifen und zu unterjochen. Auch unser Heiland hat, um uns Menschen Wohlstand zu erweisen, gewaltige Berge überstiegen, schier unüberwindliche Hindernisse weggeräumt. Auf ihn wendet die Kirche die Worte des hohen Liedes an: siehe, er kommt hüpfend über die Berge, springend über die Hügel. (28). Unter Bergen und Hügeln verstehe ich die Hindernisse und Schwierigkeiten, die unserm Heiland von Großtaten seiner Liebe im Wege standen.

Siehe, in armliger Menschengestalt wollte er auf Erden erscheinen, wollte leiden und sterben. Wie reimen sich aber so fremde Dinge zusammen wie Gott und Mensch, Himmel und Erde, Leben und Tod, Seligkeit und Schmerz? Und doch sollten diese klaffenden Gegensätze sich vereinigen in der Person des Erlösers, wie die Dornen verwachsen mit den Rosen. Waren das nicht unüberwindliche Berge? Waren das nicht steile Hügel? Und der Heiland hat sie überstiegen. Er ist Gott geblieben und hat die menschliche Natur angenommen. Im Schoße der Jungfrau ward seine menschliche Natur gebildet, im Stalle ward er zur Welt geboren, am Kreuze hat er geblutet. Wegen seiner Allmacht sind ihm diese Wunderdinge leicht geworden und wegen seiner Liebe hat er allen Arbeiten und Leiden freudig sich unterzogen. Hüpfend kommt er über die Berge gleich dem Jüngling, der leichten Fußes die Straße hinaufsteigt, und ein munteres Liedchen singt; springend setzt er über die Hügel wie ein Reh, das mit zierlicher Schritt die Höhe erklimmt. Mit holdem Lächeln liegt er als Kind in der Krippe und wie ein Riese strohlocht er zu laufen seine Bahn. —

Als nun der Heiland zum Himmel zurückkehrte, wollte er einesteils beim Vater thronen, um mit ihm die Welt zu regieren, andernteils aber unter den Menschen weilen, um ihnen Gaben und Gnaden auszuweilen. Schien da nicht ein Berg der Unmöglichkeit sich aufzutürmen? Und der Heiland hat ihn überstiegen. Sichtbar, mit allen Reizen der Schönheit ausgestattet, thron' er im Himmel; unsichtbar aber, verhüllt unter Drosselgestalten, wohnt er im Tabernakel im Sakrament des Altars. Ich bin bei euch, spricht er, bis ans Ende der Welt.

Indes überwältigt seine erfinderische Liebe noch größere Hindernisse. Meine Lust ist es, spricht er, unter den Menschenkindern zu sein. Nicht das ist meine höchste Lust, will er sagen, zwischen den vier Wänden des Tabernakels zu weilen, mag er auch von feinstem Golde geschmückt oder von purem Golde gearbeitet sein; — nein, in lebendigen Zelten zu wohnen, eins zu werden mit der Menschenseele, das ist mein Begehren, das ist mein Wunsch und Wille. Allein wie wäre das möglich, sprichst du; wie kann der Heiland mit seiner Gottheit und Menschheit in einem armligen Menschenherzen Platz und Wohnung finden? Das scheint wieder ein unüberwindlicher Berg. Doch hüpfend hüpfst der Heiland darüber, wie über eine niedrige Mauer; er schließt sich ein in die Gestalt des Brotes und

wird die Speise unserer Seele in der heiligen Kommunion.

Wenn nun der Heiland aus Liebe zu dir so manchen Berg überspringt, über so manchen Hügel hüpfst, so darfst auch du nicht vor jedem Strohhalm zurückweichen. Siehst du nicht, wie im heutigen Evangelium es wimmelt von armligen Menschen, die ihre wichtigen Entschuldigungen vorbringen, und dem König die ehrenvollen Einladung abschlagen? Ich habe einen Meierhof gekauft und muß ihn beschauen; ich habe fünf Joch Ochsen gekauft und muß sie einspannen; ich habe ein Weib heimgeführt und kann nicht abkommen! — O ihr erbärmlichen Menschen, wie schnell seid ihr bei der Hand, dem Dienste Gottes euch zu entwinden, wenn euch die Welt lockt mit ihren Beschäftigungen, ihren Sorgen, ihren Veranagungen! Und wer weiß, vielleicht steckt auch in dir ein Splitterchen von jenem Holz, aus dem die unhöflichen Gäste im Evangelium geschnitten waren. Wie viele wichtige Ausreden müssen nur herhalten als Entschuldigungen vom sonntäglichen Gottesdienst: ich muß zu einer Festlichkeit, zu einem Wettfingen, zu einem Geschäft, zu einem Besuch, zu einer Besprechung! Und wenn man selten zum Tisch des Herrn geht, so ist man um eine Entschuldigung niemals verlegen: ich habe keine Zeit, ich habe soviel zu tun, ich kann nicht abkommen vom Geschäft, von den Kindern, von der Arbeit; auch will ich nicht gerade als Belbruder oder Belchwasser tituliert werden. Glaube es mit, mein Freund, ich habe schon manchmal über die Entschuldigungen der Menschen bei mir gelächelt. Da sind mir Leute unter die Augen gekommen, die haben im ganzen Jahr kaum ein einziges Mal die Kirche von innen gesehen: das Geschäft — das Geschäft! — Und siehe, eines schönen Tages hat den Mann eine Krankheit gepackt und aufs Krankenzimmer geworfen, von dem er drei Monate lang nicht mehr aufgestanden ist. Da konnte er auch einem Geschäft nicht nachgehen, da mußte er fremde Leute anstellen, da mußte er Arzt und Apotheke bezahlen. O wie töricht! Man hat Zeit fürs Geschäft, man hat Zeit zum Kranksein — aber für seine Seele und für den Dienst Gottes hat man keine Zeit. Sieh' zu mein Christ, daß du nicht auch zu diesen Toren gehörst, und daß du nicht etwa wartest, bis dich unser Herrgott am Schopfe packt und dich aufs Schmerzenslager hinstreckt und dir Zeit gibt zur Besinnung und Besserung!

Gewiß geht das Beichten, das Kommunizieren, das Messen nicht so leicht und einfach wie das Atmen, das Essen und Trinken: man muß sich

überwinden, man muß Opfer bringen. Aber wenn dein Heiland freudig die Berge überpringt und willig weghüpft über die Hügel um deinetwillen, dann darfst du auch nicht an jedem Steinchen stolpern.

In meiner Pfarrei war ein Mädchen, die älteste unter 12 Geschwistern. Daß es in einem solchen Haushalt nicht an Arbeit fehlt für eine erwachsene Tochter, daß es da immer zu waschen, zu putzen, zu büten und zu wehren gibt, das kannst du dir denken. Unsere Toni — so hieß das Mädchen — ließ sich aber deswegen nicht abschrecken, die Herz-Jesu-Freitage zu halten. So regelmäßig wie der Po-ibote erscheint mit seiner Zeitung, so regelmäßig fand sich das tapfere Mädchen am Vorabend des ersten Freitags ein zur hl. Beicht. Als nun wieder ein Beichttag gekommen war, stürzten die Schneeflocken daher wie gehezte Hunde und sauste einem der Wind um die Ohren wie Peitschenhiebe. Ich begab mich zur Kirche. Bei diesem Wetter wird wohl niemand kommen — dachte ich. Doch da hatte ich die Rechnung ohne die Toni gemacht. Auf einmal ging die Türe auf und leuchtend kam die Jungfrau herein, schüttelte den Schnee von ihren Kleidern, verrichtete ihre Audacht und ging freudestrahlend von dannen.

Lieber Freund! Findest du einen Berg, einen Hügel auf deiner Lebensbahn, spring mutig darüber und komm zu Jesus, der uns zuruft: kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Um diese Fronleichnamszeit scharet euch fleißig um die Altäre und laßt es euch ein Stück Zeit kosten, der hl. Messe beizuwohnen und die hl. Kommunion zu empfangen. Zum Lohn dafür wird dem Jesus einmal den Schleier lüften, der jetzt über sein Angesicht gebreitet ist, und sich dir zu schauen geben im Glanze seiner himmlischen Herrlichkeit.

Der Burgpfarrer.

Aus dem Kalender der Woche.

Lauda Sion Salvatorem.

Unter den Jubelklängen des katholischen Erdkreises ziehen die Fronleichnam-Prozessionen in diesen Tagen durch die Städte und Dörfer. Mächtig widerhallte es zu Berg und Tal in tausendstimmigem Chöre: „Lauda Sion Salvatorem!“ (Deinem Heiland, deinem Lehrer, deinem Hirten und Ernährer, Sion, stimm ein Loblied an.) Es ist doch etwas Großes, Einziges, Göttliches um die katholischen Gebräuche und Feste.

Nie kommt die Glaubenslehre, daß es neben der inneren auch eine äußere Gottesverehrung gibt, so plastisch und so greifbar zum Ausdruck, wie durch die Feier des Fronleichnamfestes mit seiner erhebenden Prozession. Nie tritt aber auch eine andere tiefe Wahrheit so hellleuchtend zu Tage wie am Fronleichnamsfeste. Es ist dies die Wahrheit, daß Glaube und Religion nicht nur im Innern der Kirche zu bekennen und zu betätigen sind, sondern daß sie den ganzen Menschen erfassen, umfassen und beherrschen sollen; sie bedingen und begründen die Welt- und die Lebensanschauung des Menschen, sie sind dem Christen Maßstab und Richtschnur im öffentlichen Leben so gut wie im privaten und im individuellen Leben.

Alles, was zu einer imposanten äußeren Festfeier gehört, wird am Fronleichnamstage in den Dienst des katholischen Kultus gestellt. Geschützdonner, Glockenklang, Musik und Gesang, Blumen- und Laubgewinde — all' das, und vor allem auch die langgestreckten Reihen des andächtig betenden Volkes geben dem Fronleichnamstage sein eigenümliches und wehevolltes Gepräge und seinen Charakter voll Feierlichkeit, voll Poesie und voll unvergeßlicher Jugendgedenken.

Am Fronleichnamstage kommt der Zoelismus in seinem tiefsten und wehevollsten Glanz zur Geltung. Die Fronleichnamfeier bildet ein öffentliches Glaubensbekenntnis und einen Stadtmessias für das religiöse Denken und Fühlen einer katholischen Bevölkerung.

Wie glanzvoll gestaltet sich die Fronleichnamfeier in vorwiegend katholischen Städten; aber auch

in Städten mit einer mehrheitlich nichtkatholischen Bevölkerung wird die Fronleichnam-Prozession mit der ganzen Prachtensaltung des katholischen Kultus abgehalten und sie bewegt sich dort durch die Straßen und die öffentlichen Plätze mitten unter einer respektvollen Zuschauermenge, welche größtenteils nichtkatholischen Bekenntnisses ist. So geschieht es beispielsweise in Frankfurt a. M., in Dortmund, Mannheim, Karlsruhe u. a. Doch nicht nur in volkreichen Städten, sondern auch in Flecken und Dörfern, und selbst in bescheidenen Landgemeinden und in entlegenen Bergtälern entfaltet sich, sei es glänzend und prächtig oder sei es in schlichtem, aber doch schmuckem Gewande die Fronleichnamfeier. Dieselbe kennzeichnet sich eben dadurch, daß man alles anbietet, um diese Feier würdig und erhebend zu gestalten und daß Natur und Kunst mit allen Gaben, die sie uns schenken, in den Dienst des eucharistischen Gottes gestellt werden.

Als das Fronleichnamsfest in der Kirche eingeführt wurde, war eben am Himmel der katholischen Gelehrtenwelt ein helleuchtender Stern allererster Größe aufgestiegen in der Person des hl. Thomas von Aquin. Er hat das Offizium über die Liturgie des Fronleichnamsfestes und damit ein unvergleichliches Kunstwerk geschaffen. Er hat jene wunderbaren Hymnen gedichtet, welche die tiefstinnigsten Gedanken in eine poetische Form von wunderbarer Anmut kleiden. Dieser große Philosoph und Kirchenlehrer war also eigentlich derjenige, der zuerst und am meisten beigetragen hat, um das Fronleichnamsfest mit dem reichsten Schmucke zu umgeben. Wer zur Bierde und zur Feier des Fronleichnamsfestes mitwirkt, solat also den Spuren eines der größten und der edelsten Geister aller Jahrhunderte.

Die Geschützhalben widerhallen an den Felswänden, die Glocken ertönen in festlichem Klange über Berg und Tal, Musik und Gesang entfalten ihre reinsten Harmonien; der Duft der Blumen mischt sich mit dem Dufte der Weihrauchwolken. Segenspendend zieht der Weltheiland durch die Straßen unserer Dörfer, wie er einst durch die Fluren und die Gefilde von Palästina geschritten ist.

In der katholischen Kirche lebt Christus fort und schützt, segnet, hilft und beglückt die von tausend Feinden und Gefahren umtraufte menschliche Gesellschaft.

Der Kalenderschreiber.

Zum Monat Juni.

Man hört bisweilen, die Herz-Jesu-Verehrung sei Sache der Frauen. Nichts ist falscher als das!

Männer sind es, die im öffentlichen und privaten Leben einzutreten haben für Recht und Gerechtigkeit. Zu seinem Recht will die Herz-Jesu-Verehrung dem Heiland verhelfen. Seine göttlichen Rechte sind gefährdet, sein Recht auf die Herzen der Kinder, die der Unglaube führen will zu den modernen Söhenfragen, sein Recht auf die Herzen der Jugend, der alle Künste der Verführung nachstellen, sein Recht auf die Herzen der Erwachsenen, die Sport und Vergnügen ganz in Anspruch nimmt oder Sorge und Not nicht freigibt, vielleicht Haß und Groll ihm schon geraubt hat.

Besonders heilige, durch unendliche Opfer erworbene Rechte hat der Heiland im heiligsten Sakramente, Rechte auf Dankbarkeit und Liebe! Aber gerade da, in diesem dankbrühenden Geheimnisse wird er vielfach verkannt, vernachlässigt, verachtet, schöhnt, mishandelt!

Es soll dem Heiland sein Recht werden, sein Recht Dankbarkeit und Liebe! Dafür zu sorgen, bei sich und anderen, ist gerade der Männer Ehrenpflicht; besonders im Junimonat, den frommen Sinn und der Kirche Wunsch dem Herzen Jesu weihet.

Segen des Männerapostolates.

Schon auf dem glänzenden Eucharistischen Kongresse zu Wien feierte Vater Donaventura D. Br. das Wirken des Männerapostolates: „Eine völlige Erneuerung der Männerseelsorge hat begonnen, die eucharistische Bewegung hat auch die Männerwelt ergriffen, in dreien Seelen Reichthümer liegen, die gefunden und gehoben werden müssen. Das Männer-

apostolat hat vielerorts und besonders in den Großstädten das Antlitz der Gemeinden umgewandelt.“

Wie ein Echo dieser Worte des göttbegnadeten Redners klingt, was der Pfarrer einer Großstadt schreibt: „Die Einführung des Männerapostolates hat bei den Männern eine heilige Begeisterung geweckt, die Fronleichnamsprozession und das religiöse Leben mächtig gefördert; in meiner Pfarre kommen monatlich 700 bis 800 Männer.“

Wer kann den Segen all dieser Männerkommunionen ermessen? In einer rheinischen Stadt gestand ein gebildeter Mann: „O, ich war ein großer Sünder! Seitdem ich aber alle Monate zur heiligen Kommunion gehe, gelingt es mir, meine furchtbare Leidenschaft zu überwinden.“ Das ist gerade und wahr gesprochen. Segen die Gotteskraft des Heilandes in der heiligen Kommunion hält auf die Dauer auch die stärkste Leidenschaft nicht stand.

Die Treue gegen die Gnade Gottes.

Ein großes Geheimnis ist der Zusammenhang zwischen den göttlichen Gnaden und der menschlichen Mitwirkung. Das alles ist eine große Kette. Jeder Ring einer göttlichen Gnadenverweisung muß mit dem nächsten Gnadenringe durch ein Glied der menschlichen Benutzung verbunden sein.

Gott gibt nie alle Gnaden, die er zu geben beschaffen hat, auf einmal, sondern er läßt durch die menschliche Tätigkeit die spätere aus der früheren, die größere aus der kleineren hervortreten wie den Weizen aus dem Saatkorn. Er hat jene großen Gnaden, deren wir zur Überwindung einer schweren Anfechtung oder zur Vollbringung einer besonderen Tat, kurz, deren wir gerade da bedürfen, wo sich unser Heil entscheiden soll, er hat sie an frühere kleinere Gnaden oder vielmehr an deren Benutzung geknüpft. So liegt zuletzt unser Heil trotz aller Gnade doch immer wieder an unserer Treue gegen die Gnade.

Da wundern wir uns dann über den Fall eines Menschen und sagen: Was ist denn auf einmal aus diesem Mann geworden? man kennt ihn ja kaum mehr. Was muß er nur so Böses verbrochen haben?

Die Antwort ist nicht schwer zu geben. Er hat nichts Böses verbrochen, aber er hat die Gnadenkette abgebrochen. Er hat Gott seine Treue versagt, er hat ihm einen Dienst abgeschlagen. Die Sache war scheinbar nicht so groß, aber genug, an diesen Dienst sollte ein neues Glied in der Kette, eine Gnade, geknüpft werden, die zu einer entscheidenden Tat notwendig gewesen wäre. Gott, der ja sonst in seiner Barmherzigkeit hundertmal aus seinem Eigenen die fehlenden menschlichen Mittelglieder ersetzt hat, konnte diesmal aus Gründen, die uns unbekannt sind, keinen Anknüpfungspunkt finden, und so entbehrte der Arme der Gnade gerade in dem Augenblick, da alles darauf ankam. So ging es mit ihm abwärts, ohne daß er ein Verbrechen begangen hätte, aber nicht ohne seine Schuld, denn er ließ es nun einmal an der Treue gegen die Gnade Gottes fehlen.

Der Fluch des Geldes.

Der katholische amerikanische Pfarrer Scully von Albany hat eine Predigt gehalten, die ungeheures Aufsehen macht in ganz Amerika, worin er mit der Dollarkultur ins Gericht geht. Nur einige Sätze daraus:

„Seit 1900 sind in den Vereinigten Staaten eine Million und 18 522 Ehen geschieden worden. Seit 1900 ist das Nationalvermögen der Union um 15 Milliarden gestiegen.“

„Seit 1900 haben wir in der Union 3 Millionen und 286 140 Selbstmorde zu verzeichnen.“

„Die alten Ägypter bauten über ihre Gräber die Quaderkolosse der Pyramiden. Das herrige Amerika baut die Goldpyramiden seines Reichthums über das Grab der Ehe und Familie und der Religion und Moral. Es wird reich nach Außen und arm nach Innen. Es verlernt zu leben und verliert sein Glück; denn der Nationalreichtum ist noch keine Nationalkraft und kein Nationalglück. Die Völker und Kulturen, die in sich zusammenbrechen, waren noch immer reiche Völker, Goldkulturen.“

Splitter.

Eine offene Grube ist lange nicht so gefährlich als eine schlecht verdeckte.

Ulrich, der kleine Saulus.

Eine Knabengeschichte von Ludwig Mülling.

3. Kapitel.

Ulrich im Gefängnis der Krankenstube.

Zwei Tage später. Ulrich Grandinger lag im städtischen Krankenhaus, Saal Nr. 14. Erst im Laufe der Nacht nach dem Sturz war der Knaue zu sich gekommen. Weil sein rechter Arm stark angeschwollen war, so konnte ihm erst vor einigen Stunden der Gipsverband angelegt werden. Nun lag er, noch halb betäubt von der Narkose, in seinem Bett und sah alles nur wie durch einen Schleier. Seine Gedanken verwirrten sich und er wußte offenbar gar nicht, wo er sich befand. Er schien weder seine Mutter zu kennen, die mit rotgeweinten Augen an seinem Bette saß, noch Schwester Milburgis, die sich eifrig um seine Pflege bemühte. Wenn er aus seinem dumpfen Halbschlummer erwachte, dann sprach er wirres Zeug, aus dem niemand recht klar werden konnte. Nur wer Reue seines Unfalles geweien wäre, hätte vielleicht einen Sinn in diese unzusammenhängenden Sätze bringen können.

Jetzt stöhnte er wieder: „Ich habe sie ja doch bloß werfen wollen, weil sie reich sind und es uns schlecht geht! . . . Saulus, Saulus, warum verfolgst du mich? Gelt, der Vater tut mir nichts? . . . Ich habe ihn doch nicht geworfen! . . . Nein, — ins Gesicht wollte ich sie ja nicht treffen! . . . Sag's dem Hauptlehrer nicht, sonst haut er mich! . . . Ich will's ja auch nicht mehr tun! . . .“ So sprach er in abgerissenen Worten, bis er nach einiger Zeit wieder erschöpft schwieg. Als er aber dann plötzlich sich wieder aufzurichten suchte, mit irren Blicken vor sich hin starrte und die Worte heraus stieß: „Der Vater soll nicht kommen! . . . Ich fürchte mich vor ihm!“ da drückte die Krankenschwester sanft die verbundene Stirne auf die Kissen zurück und sagte mit sanfter Stimme: „Hab keine Angst, Junge! Der arme Vater Paulus, der dir allein das Leben gerettet hat, tut dir nichts zuleid! Vorhin wurde der Oberarzt telephonisch ins Kloster auf den Liebfrauenberg gerufen, weil der gute Vater sich dir zu lieb eine schwere Lungenentzündung geholt hat.“

Ulrich schaute verständnislos die Schwester an — und dann seufzte er und schloß die Augen wieder.

Während sich die Schwester nun mit einem andern Kranken beschäftigte, versuchte die Mutter mit immer neuen Tränen ihr Söhnlein wieder zu einem klaren Bewußtsein zu bringen. Die arme Frau war wirklich zu bedauern. Schon vor acht Jahren war Ulrichs Vater gestorben und hinterließ ihr nichts als eine kleine Wittwenpension und ein Söhnlein, das einer viel festeren Hand zu seiner Erziehung bedurfte, als sie die schwache Frau besaß. Was hatte ihr der Bub schon seitdem für Sorgen gemacht und für schlaflose Nächte bereitet! Wo war ein Knaue in der Stadt, mit dem er noch keinen Streit gesucht! Wo war ein altes Mütterchen, das er noch nicht nachgeißelt und verspottet hatte! Wie oft hatte sie ihm gesagt, unser Herrgott würde ihn schon noch einmal strafen! O weh, und nun schien diese Strafe gekommen, unter der sie selber so schrecklich zu leiden hatte. Mit heimlichem Schauder erinnerte sie sich jetzt an ein Wort, das neulich der Herr Stadtpfarrer zu ihr gesagt hatte: „Frau Grandinger,“ hatte er gesagt, „Sie müssen viel mehr noch für Ihren Ulrich beten! Denn wenn der liebe Gott kein Wunder wirkt, dann fürchte ich, wird's noch einmal ein schlimmes Ende mit ihm nehmen.“

Ach Gott, war das nun schon das schlimme Ende — oder war das das erbettene Wunder, das ihn, wenn auch unter Schmerzen, retten sollte? . . .

Als Ulrich nach einigen Stunden wieder bei ganz klarem Bewußtsein war und nach und nach erfuhr, wie alles gesehe, und wie er hierher gekommen war, da zeigte es sich, daß wirklich die Gnade Gottes in beinahe wunderbarer Weise in ihm eine Umwandlung vollzog. Der trostige Ausdruck, der sonst fast immer auf seinem Gesicht gelegen hatte, war verschwunden, von seiner früheren Freiheit schien nur noch namenlose Angst vor den Folgen seiner letzten Missetat übriggeblieben zu sein. Würde der reiche Fabrikant Salina ihn nicht vielleicht der Polizei anzeigen, weil er seine beiden Kinder so hart geworfen hatte? Oder würde man ihn für die schwere Erkrankung des guten Franziskanerpaters verantwortlich machen? Denn daran war er doch ganz allein schuld!

Diese bannigen Gedanken hatten nun doch das Gute, daß sie den kranken Ulrich, der sonst gar kein anderer Freund vom Beten gewesen war, zu dem Entschluß brachten, seine Zuflucht zum Gebet zu nehmen. In diesem Voratz wurde er nicht wenig durch Schwester

Milburgis bestärkt, der er seine Sorgen anvertraute, und die immer nur wieder sagte: „Ulrich, bet' fleh' dich, und dann wird schon noch alles gut werden.“ Wenn manchmal die Schmerzen in Ulrichs Arm recht groß waren, und die Ungebuld noch größer war bei einem Jungen, der sich seit Jahren lang an sein Stillsitzen und Stillliegen hatte gewöhnen können, dann kam die Schwester auch immer wieder mit ihrem Sprüchlein: „Ulrich — halt's aus und bet', denn sonst hältst du's nicht aus!“

Da hina denn nun der Kranke an, sich zum lieben Gott zu wenden, nach dem er leider früher so wenig gefragt hatte. Er bat ihn, daß er doch den Arm wieder gut heilen lasse, damit er kein Krüppel würde; er wolle auch dafür, nie, nie wieder einen Krüppel verspotten. Er bat ihn, daß er ihn doch nicht so jung möchte sterben lassen; er wolle dafür auch nie, nie wieder sich über alte Leute lustig machen. Er bat ihn, daß die reichen Salinas ihn doch nicht anzeigen möchten; er würde auch sein Lebtag nie, nie mehr mit Schneebällen werfen. Na er betete nicht nur zum lieben Gott; er bat auch Schwester Milburgis, sie möchte doch den guten Vater Paulus auf dem Liebfrauenberg wissen lassen, daß er sein schlimmes Betragen herzlich bereue und ihn vielmals um Verzeihung bitte.

Schwester Milburgis versprach es auszurichten und ging wirklich ans Telephon. Als Ulrich sie eine halbe Stunde später fragte, ob keine Antwort vom Kloster gekommen sei, da sagte die Schwester: „Denk dir nur, Ulrich, du hast mit deiner Bitte dem Herrn Vater die letzte Freude in seinem Leben gemacht! Vorhin meldete der Krankenbruder vom Kloster, als man dem schwer kranken Vater Paulus deine Bitte gemeldet habe, da wäre noch einmal ein frohes Lächeln über sein greißes Gesicht gegangen — da hätte er noch einmal geäußert! „Gott sei Dank — nun sterb ich gern!“ Dann hätte er seine Augen noch einmal zum Bilde des heiligen Franziskus aufgehoben und gehandelt: „Seraphischer Vater, könnt' ich sie doch all in deinen Mantel einhüllen“ — und dann wäre er gestorben.“

Als der arme Ulrich das hörte, da schossen ihm die Tränen nur so aus den Augen und er weinte so bitterlich über den Tod des guten Vaters Paulus — wie wohl einst St. Paulus nach seiner Bekehrung über den Opfertod des heiligen Stephanus. . . .

4. Kapitel.

Ulrich findet einen Ananias.

In dem Tage, an welchem man die Totenloge für den verstorbenen Vater Paulus vom Liebfrauenberg herunter bis in das städtische Krankenhaus läuten hörte, da sprach Ulrich zum erstenmal den Wunsch aus, er möchte gern beichten. Das brauchte aber die fromme Schwester Milburgis nicht zweimal zu hören und da war sie auch schon auf dem Weg zum Wohnzimmer des Herrn Spitalpfarrers.

Als sie den Wunsch des reinen Ulrich Grandinger übermittelte hatte, da ging es auch beinahe wie einst nach der Bekehrung des Saulus. Denn wie dort einst der Jünger Ananias gesprochen hatte: „Herr, ich habe von vielen gehört über diesen Mann, wie viel Böses er Deinen Heiligen zu Jerusalem getan hat,“ so sagte auch hier der Herr Spitalpfarrer: „Schwester, ich kenne den Schlingel nur zu gut! Ich weiß von allen meinen Konfratres in der Stadt, wie viel schlimme Streiche er schon auf seinem Kerkerholz hat. Und es ist doch höchst wahrscheinlich, daß er, sobald er aus dem Krankenhaus wieder heraus ist, in seine alten Missetaten zurückfällt. Es hat wohl wenig Zweck, denn auf die Dauer . . .“

Doch da ließ die gute Küchschwester Ulrichs den hochwürdigen Herrn gar nicht ansprechen und sagte: „Ach, Herr Pfarrer, ich weiß recht wohl, daß diese Worte von Ihnen nicht ernst gemeint sind. Ich weiß, daß Sie sich immer mit uns Schwestern herzlich freuen, wenn einer aus dem Krankbett sich bekehren will. Von dem bösen Saulus hätte man früher auch nicht gedacht, daß er noch einmal ein so großer Heiliger würde — und von dem Künigina Konstantin auch nicht — und von dem Soldaten Fanatius von Bohola auch nicht. . . . und darum hoffe ich zuversichtlich, daß aus dem kleinen bösen Ulrich — doch er ist ja gar nicht mehr böse — denn er betet. Na, wohl, er betet, wie einst der gekürzte Saulus in Damaskus.“

Schwester Milburgis hatte sich in einen solchen Eifer hineingeredet, daß ihr sonst ziemlich blaßes Gesicht hinter dem weissen Schleier nur so glühte. Der geistliche Herr lächelte gutmütig, während er aufstand und nach seinem Bestuhl schritt, um die blaue Stola zu holen: „Ei ei — was weiß unser frommes Schwesterchen Milburgis so auf Bescheid in der Apostelgeschichte und Heiligenleende: Sie hätten wirk-

lich einen vortrefflichen Advokaten für unsere Strafammer gegeben. Also seien sie nur getrost — dem kleinen Saulus-Paulus sollen seine Sünden vergeben werden.“

Ordentlich froh im Herzen eilte die Krankenschwester in den Saal Nr. 14 zurück, um Ulrich von dem sofortigen Kommen des Herrn Spitalpfarrers zu benachrichtigen. Dem jungen Buben dachte doch das unruhige Hämmerchen in der Brust ganz gewaltig, als nach einigen Minuten der Beichtvater sich über sein Schmerzenslager beugte. Doch der geistliche Herr, der wegen seines guten Humors im ganzen Krankenhaus sehr beliebt war und in alle Säle auch an den trübsten Tagen immer etwas Sonnenschein zu bringen wußte, vollbrachte sein gutes Werk auch diesmal bei unserem Ulrich. Er konnte die ernstesten Wahrheiten in einer so herzlichen Weise predigen, und wenn er schalt, dann machte er immer so gutmütige Augen dabei, daß seine Worte nur heilten, aber nicht wehe taten.

Beichtvater und Kind waren somit auch diesmal noch keine zwei Minuten beisammen, da hatte das Wort des Priesters auch schon wie ein Lichtstrahl seinen Weg in das früher so dunkle Herz Ulrichs gefunden. Wie einst Ananias zu Damaskus die Blindheit von den Augen des Saulus hinwegnahm, so wurde auch hier die Verblendung von dem Gewissen des jungen Ulrich hinweggenommen.

Kein Mensch hat natürlich jemals erfahren, welche lange und hässliche Vitanei von Sünden nachher dem Stellvertreter Gottes zuflüstert wurde. Aber manchem der übrigen Kranken erging es nicht, wie zuweilen ein kaum verhaltenes Schluchzen vom Bette Ulrichs zu ihnen herüber klang und ihnen Kunde gab von der Reue dieses kleinen Sünders. Na manches Auge wurde dadurch selber feucht, und nur die heiligen Schutzengel konnten es wohl sehen, wie viel fromme Neugedanken und gute Vorläufe damals im Saal Nr. 14 dem Herzen des guten Hirten zu Füßen gelegt wurden.

Ganz auffallend aber war, wie diese reumütige Beichte des kleinen Ulrich jetzt schon eine ganz wunderbare Frucht in der Brust eines anderen Kranken zu reifen begann. Denn gerade dem Bett des Knaben gegenüber lag ein schwerkranker etwa fünfzigjähriger Arbeiter, der vor einer Woche in der Fabrik von einer Maschine erfaßt und schrecklich verstümmelt worden war. Trotz der Lebensgefahr, in der er seit Tagen schwebte, wollte er nichts von einer Beichte wissen. Mit barschen und groben Worten wies er immer die Schwester und den Geistlichen zurück, wenn sie ihm mild und freundlich zuredeten, doch an seine Seele zu denken.

Er hatte schon mehr als zwanzig Jahre nicht mehr gebeichtet und auch keine Kirche mehr betreten. Er hatte immer nur Zeitungen gelesen und Versammlungen besucht, in denen eckbissig von der Religion gesprochen, hämisch über kirchliche Gebräuche gespottet und lieblos über die Priester geredet worden war. Eine so gottlose Saat mußte natürlich auch eine gottlose Ernte tragen. Niemals mochte er mitbeten, wenn Schwester Milburgis morgens und abends den Kranken ein kurzes, aber inniges Gebet mit ihrer weichen und sanften Stimme vorbetete. Niemals mochte er zuhören, wenn sie zuweilen etwas Rührendes aus der Legende oder einem sonstigen Buche vorlas. Niemals mochte er auch nur an seine Brust schlagen, wenn der Spitalpfarrer einem Kranken im Saal die heilige Kommunion brachte.

Als er aber nun diesmal, ob er wollte oder nicht, es mit ansehen mußte, wie da drüben ein Bub, der als Bosenicht in der ganzen Stadt verschrien war, so reumütig und mit so vielen Tränen seine Sünden bekante, und als es ihm auch nicht entging, mit wieviel sichtlich Güte und Milde sich der Pfarrer der verirrtten jungen Seele annahm, da machte das plötzlich einen tiefen Eindruck auf dieses scheinbar versteinerte Herz.

Und als sich dann der Herr Spitalpfarrer mit einem freundlichen Händedruck vom Ulrich verabschiedet hatte und eben wegschreiten wollte, da wandte er sich plötzlich nach der anderen Seite. Vom Bett des Arbeiters war ein schwacher Ruf erklungen: „Herr Pfarrer, ach ich bitte . . . wollen Sie nicht so weit sein.“

Wirklich, nachher weinte Schwester Milburgis vor Freude, als sie erfuhr, daß sich auch der verunfallte Arbeiter mit dem lieben Gott ausgesöhnt hatte. Gleich eilte sie an das Bett des kleinen Ulrich und flüsterte ihm ins Ohr: „Siehst du, mein Lieber, nun hast du schon durch dein gutes Beispiel an der Rettung der armen Heiden zu arbeiten begonnen — du junger bekehrter Saulus! . . .“

(Schluß folgt.)

Die heilige Familie, das Vorbild der christlichen Familie.

Hausregeln für Eheleute.

Rezept von Abraham a Sancta Clara.

Der Ehestand ist erstens ein Sakrament, welches eine heilige Gesell- und Gemeinschaft zwischen Mann und Weib bestätigt und die notwendige Gnade erteilt, die Kinder christlich aufzuziehen. Die Ehe ist in dem Himmel beschlossener, in dem Paradies von dem Allerhöchsten eingesezt, als Gott das Weib aus des Mannes Leib erschaffen und ihm solche zu einer angenehmen Gehilfin beigelegt. Sind also unsere ersten Eltern nicht nur allein in dem damals mit aller erwünschten Erträglichkeit von dem höchsten Gott ausgezieren Lustgarten, im irdischen Paradies, als zwei allerdelichesten Geschöpfe, sondern auch als zwei allerholdseligsten Ehegatten durch beider Gegenliebe in dem Ehestand erst recht verparadiest worden.

Wer und was ist ferner der Ehestand? Er ist eine Gab Gottes, das Band der löblichen Gesellschaft, das Pfand unserer Vermehrung und gleichsam der gnädige Regenbogen, welcher nach trübem Wetter endlich erscheint. Der Ehestand versüßt unsere Lebensbitterkeit durch eine angenehme Gehilfin und ist wie ein Spiel; aber was für ein Spiel? Kein Trampelspiel, wo der Bastoni (eine Figur in dem damals beliebten Kartenspiel; Anspielung auf hāton = Stock), der Meister in der Karte, sondern ein Hochenspiel, darin der Mann wie die Glocke und das Weib wie die Dode (Puppe) in guter Zusammenstimmung untereinander einen schönen Klang geben. Der Ehestand ist ein Garten, aber was für ein Garten? Kein solcher, wo Saublumen statt der Narzissen in dem Beetel wachsen, sondern ein solcher Garten, wo Ehrenpreis, Jüngelrösel, Bergklee, nebst schönen Hausstugenden in unentfinkendem Wachstum sein. Der Ehestand ist auch eine Schanz, aber keine solche, wo die Wirtschaft auf der verlorenen Schildwacht steht, sondern wo Treue und Liebe eine gute Parole halten und den Posten nicht verlassen.

Was ist der Ehestand noch? Ich antworte: Eine Scheuer, aber was für eine? Keine solche, wo Flegel und Drischel die beiden Werkzeug sind, sondern wo ein gutes Korn, das ist auserlesene Eheleute, in angenehmer Zufriedenheit versammelt leben. Damit beide Ehegatten wegen allerhand Kreuz, Kummer, Trübsal und Widerwärtigkeiten, so in dem Ehestand verfallen können, Trost empfangen, hat meistens der Mann als das Haupt, wenn er sich in den Ehestand begeben will, zu beobachten vor allem andern: was? Das Weib, 1. wie sie zu erwählen, 2. wie sie zu lieben, 3. wie sie zu lenken und zu dirigieren 4. wie sie zu vermehren oder zu corrigieren.

Was den ersten Punkt betrifft: sie ist zu erwählen mit einer großen Bescheidenheit: nicht geschwind und kind, nicht läppisch und läppisch, sondern bescheiden gescheit, mit reifer Ueberlegung und heilsamem Rat guter Freunde; denn ein frühzeitiger Eifer im Anfang bringt Reu und Schmerzen am Ende.

Es finden sich wohl einige, und zwar gar viele, wenn sie etwa eine schöne Dode (Puppe), ein stolzes Gesicht, ein gefärbtes Haubt, ein voliertes Kostümel erblicken, da vergassen sich die Affen hinein und werden fast vor Lieb unsinnig, trachten und wachen, laufen und schnaufen, brennen und rennen, tubieren und spekulieren und spendieren auf alle mögliche Weise, geben Tag und Nacht keine Ruhe, bis sie ein solch angenehmes Wildbret in ihre Netze bringen. Wenn endlich alle Mühe vergebens ist, schauen sie, wie sie ein oder andere schöne Mutterkind gar mit Gewalt entführen.

In Erwählung eines Weibes ist nicht auf Schönheit und Gestalt zu sehen, wie denn der weise Seneca sagt: „Die Liebe zur weiblichen Gestalt ist eine Veressenheit der Vernunft.“ Und was ist denn die Schönheit?

Die Schönheit ist wie das Kürbisblatt des Brothens Jonas, welches bald hält, bald fällt.

Die Schönheit ist wie der Mondstein, welcher bald groß, bald bloß.

Die Schönheit ist wie eine Blume: heute vor dem Morgen, morgen vor dem Besen.

Die Schönheit ist wie die Aepfel zu Sodom, äußerlich rot, innerlich Staub und Kot.

Die Schönheit ist wie ein Raquet, welches, indem es steigt, sich bald wieder neigt.

Nun entsteht die Frage, ob es eine Sünde sei, wenn eine Person, so sich zu verheiraten gesinnt ist, nicht und allein ihr Absehen nach der Schönheit hat?

Darauf ich antworte: Wenn dieses Absehen schnurgerad nach dem Ziel und End des Ehestandes gerichtet ist, so ist es keine Sünde, wie solches Paulus selbst sagt: „Besser ist heiraten, als brennen.“

Die Schönheit ist an sich selbst ein Geschenk der Liebe. Ein jeder trachtet gern nach etwas Schönerem, ob die Schönheit an sich eitel und vergänglich ist.

Es ist freilich weit beliebter ein purpurfarbener Mund bei einer Jungen, als eine Runkel, wenn sie ein Maul hat wie ein rostiges Schlüsselloch an einer alten Kellertür. Es sind weit angenehmer die Rosenwangen einer blühenden Schönheit als ein siebzehnjähriges Pfundleder einer treuzenden (mürrischen) Muffi.

Es ist weit erfreulicher eine wohl proportionierte Nase einer herzonden Rosimunda als ein schmutziger Destillierkolben einer garstigen Schmutzibunda.

Es ist weit ergötzlicher anzusehen eine solche Dode, welcher die Zähne in dem Mund stehen wie die orientalischen Perlen, als ein alter Werwolf, der da ein Gebiß hat wie die ausgefallenen Palisaden.

Die Schönheit ist lieblich, lobreich, lustreich, jedoch ein schlüpfriger Steg und selten ein Himmelsweg.

Etlliche heiraten nach Geld und erwählen sich eine Reiche, und zwar nicht ohne Ursache, allermassen (da) in dem Ehestand allerlei Angelegenheiten und Beschwernissen verfallen, welchen vorzubeugen notwendige Mittel erfordert und Unkosten; aber einzig und allein heiraten wegen des Geldes, ein Weib nehmen in Ansehen des Geldes, ist wahrhaftig kein rechtes Ziel und Ende eines heiligen Ehestandes.

(Schluß folgt.)

Briefe an einen Jüngling.

3. Sieh' zu, mit wem Du umgehst!

Lieber Wilhelm!

Als ich Dir das leztmal schrieb, wollte ich Dir einige Winke geben, wie Du den Verkehr mit Gott bewerkstelligen und dauernd unterhalten sollst. Heute komm' ich nun mit einer Epistel über den Umgang mit den Menschen. Das ist keine so angenehme Aufgabe wie die neulich. Denn die Leute sind leider nicht immer so gut nett, wie sie der liebe Gott haben will, und wie es für unser irdisches Wohlbefinden höchst angenehm wäre. Darum ist auch der Verkehr mit ihnen manchmal eine schwierige und manchmal eine verdrießliche und manchmal sogar eine gefährliche Sache. Da ist es schon gut, wenn man sich beiseiten vorsieht und sich Grundsätze aneignet, nach denen man seinen Verkehr mit den Menschen einrichtet.

Du nimmst es Deinem Pfarrer daheim gewiß nicht übel, lieber Junge, wenn er Dir mit einigen guten Ratschlägen an die Hand gehen will. Heutzutage gibt es freilich gar zu viele junge Leute, die sich von keinem Aeltern etwas wollen sagen und raten und vorschreiben lassen. Es macht aber einen gar zu kläglichen Eindruck, wenn die Eier klüger sein wollen als die Hennen — und die Gränznäbel müssen es oft genug büßen, sehen aber ihre Unverstand meistens erst ein, wenn sie sich den Schnabel bereits verbrannt haben. — Ich weiß nur, beste Wilhelm, daß Du zu dieser Sorte nicht gehörst und nie gehört hast. Ich hege darum auch das Vertrauen, daß Du draußen in der Welt deinen Meistern und sonstigen Vorgelegten und den übrigen Personen von Rang und Stand mit jener Höflichkeit und Achtung begegnest, die man ihrer Stellung, ihren Kenntnissen und ihrer reichern Erfahrung schuldet. Selbst wenn Du einmal meinst, Du wüßtest etwas besser und könntest etwas genauer als jene, die über Dir stehen, so sollst Du doch nur Deine Gründe stets mit ruhiger Sachlichkeit und in einer geziemenden Form vorbringen. Mit Rechthaberei und anmaßendem Wesen stößt man die Leute doch nur vor den Kopf und macht sie sich meist ganz unnötig zu Feinden. Eine unwürdige und ungerechte Behandlung braucht man sich zwar auch nicht immer gefallen zu lassen, aber man darf doch dann sein Recht auch nur wieder auf die rechte Weise suchen. Mit Schimpfen und Räsionieren macht man nie etwas gut, zuweilen gibt man dadurch nur den andern eine Handhabe, noch schlimmer gegen uns vorzugehen.

Doch das wollte ich nur mal so nebenbei gesagt haben

Ich komme aber jetzt erst zur Hauptsache; zu dem Umgang mit seinesgleichen. Willst Du da Glück haben, Wilhelm, so mußt Du Dich hier vor zwei einander ganz entgegengesezten Fehlern hüten: Du darfst nicht zu mißtrauisch und auch nicht zu vertrauensselig sein! —

Ich habe einmal einen sonderbaren Menschen gekannt, der hatte den merkwürdigen Grundsatz: „Ich halte jeden für einen Schurken und Lumpen, so lange er mir nicht das Gegenteil bewiesen hat.“ Dieser Sonderling sah alle andern als seine Feinde an und machte sich dadurch gerade auch die meisten zu seinen wirklich Feinden. Er sprach mit niemand ein freundliches Wort und hörte darum auch von andern keines. Das Mißtrauen, das er bei andern säte, trug ihm auf eigner Alder auch nichts Besseres ein und so lebte er einam und freundeles und friedlos viele Jahre hindurch. Solche Leute heißt man Pessimisten und sie sind recht Spielverderber und Krakeeler in der menschlichen Gesellschaft. Vor einer solchen Gesinnung mußt Du Dich hüten, mein Lieber! Wo wollen wir hinkommen, wenn wir nach einer so verkehrten und trostlosen Gesinnung handeln! Du tust darum viel besser, wenn Du Deinen Nächsten so lange für einen aufrichtigen und einen ehrlichen Menschen hältst, so lange Du noch nicht den Verweis des Gegenteils in Händen hast.

Freilich darfst Du auch bei dieser Gesinnung nicht zu weit gehen, das heißt, Du darfst nicht gegen jedermann zu vertrauensselig sein. Es gibt gar manche, die verfehlen liebenswürdig zu reden und freundschaftlich zu tun; aber hinter ihren glatten Worten stecken arglistige Gedanken und hinter ihrem scheinbaren Entgegenkommen verbirgt sich zuweilen ein sehr eigennütziges und selbstnütziges Herz, wenn nicht Schlimmeres. Darum sei Fremden gegenüber bei aller Freundlichkeit doch immer klug und vorsichtig. Mache es Dir zur Regel, gut und actig gegen alle, vertraut aber nur mit den Besten zu sein. Von den Alten sagt man, daß sie erst einen Säffel Salz miteinander aßen, das heißt, sehr lange Zeit miteinander verkehrten, ehe sie wirkliche Freundschaft schlossen. Heutzutage kann man zuweilen beobachten, daß zwei, die sich kaum vorher gesehen und gekannt haben, auf der Bierbank beim dritten Glas schon Brüderschaft miteinander trinken und sich gegenseitig Dinge in feuchtröhlicher Vertrauensseligkeit ausplaudern, die sie bei nüchterner Ueberlegung wohlweislich einander verschwiegen hätten.

Darum bitte ich Dich recht sehr, lieber Wilhelm, sei besonders bei der Wahl Deiner Freunde auf der Hut. Der kann Dein Freund nicht sein, der ein offener Feind Gottes und auch ein Feind jeder bestehenden und gesetzlichen Ordnung in Staat und Kirche und Familie ist. Es kann Dein Vertrauter nicht sein, wer taktlos und liellos von seinen Vorgelegten und seinen Kameraden redet. Wer andern sein Wort nicht hielt und andern die Treue nicht bewahrte, der wird es Dir gegenüber auch nicht besser machen, auch wenn er noch so hoch und feierlich seine Freundschaft beleuert.

Und nun noch zum Schluß ein Wort über jene Menschen, die wegen eines körperlichen Gebrechens oder geistiger Beschränkung so oft im Verkehr mit andern verspottet, ausgelacht und gehänselt werden. Segen die sei immer nett und nobel, Wilhelm! Wer über die unerschuldeten Fehler und Mängel der andern sich lustig macht, verrät immer ein rohes Gemüt und ist ein ordinärer Mensch, mag er auch einen Kneifer auf der Nase und eine goldene Lorstednadel in der Kravatte tragen.

Doch nun habe ich Dir gepredigt für diesmal. Ich bin aber fest überzeugt, daß Du meine wohlgemeinten Ratschläge gerne annimmst und sie im Verkehr mit Deinen Mitmenschen draußen in der Welt zu Deinem eigenen Besten auch treu befolgst. Vergiß vor allem in der Fremde nicht, daß einer Deiner besten und treuesten Freunde bleiben wird.

Dein wohlmeinender alter Pfarrer.



St. Bonifatius
Apostel der Deutschen

Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt

mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Gerausgegeben von einem Priester der Diözese Fulda. — Druck und Verlag der Fuldaer Actendruckerei in Fulda.

Nr. 25.

Sonntag den 21. Juni 1914.

31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Colonzelle oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechende Rabatte. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen in Fulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochentalender — Dritter Sonntag nach Pfingsten. — Lebende Bilder. — Der Sonntag. — Ihm nach! — Was haben christliche Gelehrte in der Naturwissenschaft geleistet? — Ulrich, der kleine Saulus. — Meine herrliche Mutter. — Spruchweisheit zum Hirtenbrief der deutschen Bischöfe. — Wertes über Kindererziehung. — Briefe an einen Jüngling

Wochentalender.

Sonntag, 21. Juni, 3. Sonntag nach Pfingsten, Aloysius.
Montag, 22. Juni, Paulinus, B.
Dienstag, 23. Juni, Messe vom Tage, Edeltrud.
Mittwoch, 24. Juni, Messe vom Tage, Johannes d. T.
Donnerstag, 25. Juni, Wilhelm, Abt.
Freitag, 26. Juni, Johannes und Paulus.
Samstag, 27. Juni, Vigil v. Johannes u. Peter u. Paul. Ladislaus.

Dritter Sonntag nach Pfingsten.

Gleichnis vom verlorenen Schafe und von der verlorenen Drachme.

Evangelium Luk. 15, 1—10.

In jener Zeit naheten sich Jesus Jöllner und Sünder, um ihn zu hören. Da murrten die Pharisäer und Schriftgelehrten und sprachen: „Dieser nimmt die Sünder an und isst mit ihnen.“ Er aber sagte ihnen dieses Gleichnis und sprach: „Wer von euch, der hundert Schafe hat und eines davon verliert, läßt nicht die neunundneunzig in der Wüste und geht dem verlorenen nach, bis er es findet? Und hat er es gefunden, so legt er es mit Freuden auf seine Schultern, und wenn er nach Hause kommt, so ruft er seine Freunde und Nachbarn zusammen und spricht zu ihnen: Freuet euch mit mir, denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war. Ich sage euch: Ebenso wird auch im Himmel Freude sein über einen Sünder, der Buße tut, mehr als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Oder welches Weib, die zehn Drachmen hat, wenn sie eine Drachme verliert, zündet nicht ein Licht an und kehrt das Haus aus und sucht genau nach, bis sie dieselbe findet? Und wenn sie dieselbe gefunden hat, ruft sie ihre Freundinnen und Nachbarinnen zusammen und spricht: Freuet euch mit mir, denn ich habe die Drachme gefunden, die ich verloren hatte. Ebenso, sage ich euch, wird Freude bei den Engeln Gottes sein über einen einzigen Sünder, welcher Buße tut.“

Lebende Bilder.

In jeder katholischen Kirche sehen wir während dieses Monats das Herz Jesu aufgestellt, ein Bild aus Holz, Stein oder Metall. So schön und kunstvoll all diese Bilder auch sein mögen, einen Nachteil haben sie alle: es fehlt ihnen das Leben. Ich kenne aber andere, edlere Bilder des Herzens Jesu, lebende Bilder. Damit meine ich die lieben Hestigen. Und so ein lebendes Bild des Herzens Jesu strahlt uns heute aus dem Rahmen des Kalenders entgegen: es ist der hl. Aloysius von Gonzaga, der engelreine Jüngling, der Liebling

von jung und alt, hoch und nieder, reich und arm. In der einen Hand trägt er die Lilie, in der anderen die Geißel; bei ihm verschlingen sich Unschuld und Buße wie die Rosen mit den Dornen. Und gerade hierin ist er dem Heiland aus dem Fleische geschnitten, gerade hierin ist er ein treues Abbild des Herrn und Meisters.

Wer war unschuldiger als Jesus und hat zugleich mehr Buße getan? Menschen und Engel, Himmel und Erde, Freunde und Feinde legten Zeugnis ab für die Unschuld deines Jesus. Und sieh, er wird zum Büßer für die Sünden der Welt. Der himmlische Vater selber stempelt ihn zum Sünder und ladet auf ihn alle unsere Missetaten. Ihn, der von Sünden nichts wußte, hat Gott zur Sünde gemacht, hat an ihm die Sünde gesühnt und gehandelt und verfolgt und gezüchtigt und gestraft. Jesus aber hat diese Strafe freiwillig auf sich genommen und dadurch Buße getan für die Sünden des Menschengeschlechtes. Mit jeder Faser seines heiligsten Herzens hat er die Sünde verabscheut und an sich selber gebüßt. Erinnerst du dich an das Zittern und Bangen auf dem Ölberg? An die namlose Angst und Beklemmung? An die blutigen Schweißtropfen? An die Geißelhiebe, die Faustschläge, die Backenstrieche, die spitzen Dornen, das drückende Kreuz, die graußigen Nägel, den bitteren Tod? — Wahrlich, mein Jesus du bist die büßende Unschuld, du bist das Sühnopfer für die Sünden der ganzen Welt! — — —

Aloysius ist ein lebendes Bild dieser büßenden Unschuld. Ich bin gewiß weit entfernt zu behaupten, Aloysius habe nie auch nur die geringste Sünde begangen. Im Namen der Wahrheit und der Demut würde Aloysius selber dagegen Einsprache erheben. Wir lesen ja in der Lebensgeschichte, daß er in den Kinderlagen ohne Vorwissen seines Vaters heimlich Pulver entwendete und eine Kanone losfeuerte; wir lesen, daß er den Soldaten verschiedene Fluchworte und unsittliche Reden nachgesprochen hat; wir lesen, daß er den Regungen des Bornes und der Ungeduld manchmal nachgegeben habe. Raum aber hatte Aloysius im Lichte der Gnade diese Fehlritte erkannt, als er sie entschieden verurteilte, mißbilligte, und mit bitterem Seelenschmerz bereute. Seine kindlichen Fehler standen in solcher Größe vor dem Richterstuhl seines Gewissens, daß er vor Beschämung und Reue wie außer sich war und bei seiner ersten Beicht in Ohnmacht fiel. Er sann auf Rache und Sühne für seine Verirrungen. Seine Hand bewaffnete er mit der Geißel und schlug seinen Rücken

blutig. Seinem Körper entzog er die überflüssige Nahrung und begnügte sich manchen Tag mit einem einzigen Ei. Die Sporen seines Vaters waren ihm willkommene Bundesgenossen zur Peinigung seines Fleisches. In sein Bett legte er harte Holzstücke, um nicht auf weichen Kissen, sondern wie der Heiland auf hartem Holze zu ruhen. Mitten in der Nacht erhob er sich vom Lager und oblag stundenlang dem Gebete. So bezahlte er die Schuld, die er mit seinen Jugendsünden auf sich geladen.

Und wie ersinderisch war dieser Seraph, um für sein künftiges Leben der Sünde vorzubeugen, in der Tugend sich zu befestigen, an Jesus inniger sich anzuschmiegen. Mit seinen Augen hatte er einen Bund geschlossen, daß sie nicht blickten auf Eitelkeiten der Welt. Vor dem Bildnis der Verkündigung Maria in Florenz legte er das Gelübde ewiger Keuschheit ab, um jungfräulich dem Lamme zu folgen, wohin es geht. Seine Zunge bestrich er gleichsam mit Rot, um keinen Geschmack zu finden an irdischen Reichtümern, Ehren und Genüssen. Während andere über Blut und Leichen sich einen Weg zum Throne bahnen, hat Aloysius alle Hebel in Bewegung gesetzt, um den Thron und der Herrschaft zu entfliehen. Jahrelang führte er einen Kampf mit seinem Vater, bis dieser endlich seinem Sohn erlaubte, das Gewand des Fürsten mit dem Kleide des Ordensmannes zu vertauschen. War es da ein Wunder, daß Aloysius frohlockte bei der Ankündigung des nahen Todes, daß er das Te Deum anstimmte an der Pforte der Ewigkeit? Solche Seelen haben gut sterben, und jede aus ihnen kann mit dem heil. Petrus von Alcantara sprechen: o seltsame Buße, die mir eine so große Herrlichkeit eingetragen hat! — —

Buße! — bittere Schale, süßer Kern! Ohne Buße kannst du dem Heiland nicht nachfolgen. Ohne Buße ist auch für dich das Wort Jesu gemünzt: wenn ihr nicht Buße tut, werdet ihr alle zugrunde gehen. Buße ist Sinnesänderung, ist Einsicht der Sünde, ist Geständnis der Sünde, ist Bestrafung der Sünde, ist Lebensbesserung, ist Streben nach Tugend und Vollkommenheit. Glaube nicht, daß du straflos ausgehen wirst für deine Sünden. Wenn Aloysius einen solchen Bußefieber an den Tag legte, wie kannst du dann nach viel größeren Verfehlungen sorglos dahinsieglern durch das Meer der Genüsse! Gewiß, man hat in früheren Zeiten ebenso viel gesündigt wie in den jetzigen Zeiten; aber vielleicht hat man in keiner Zeit so wenig Buße getan als in der unsrigen. Man darf unsere Zeit eine sündenreiche

und bußarme nennen. Aber die Gerechtigkeit Gottes ist noch um kein Haar kleiner geworden. Darum greife zur Buße in dieser Welt, damit du nicht das Nachsehen hast in der andern Welt. Kein Mensch, erklärte St. Augustin, so heilig er auch glaubt gelebt zu haben meint, darf ohne Buße aus dem Leben scheiden. Bekannt ist auch dieses Kirchenlehrers schönes Gebet: hier, o Gott, brenne, und hier auf Erden schneide, aber schone meiner in der Ewigkeit.

Berichte gern, mein Freund, die Buße, die dir jeweils der Beichtvater aufgibt; denke aber auch an freiwillige Bußwerke, indem du bisweilen auf einen unschuldigen Genuß verzichtest oder einen geheimen Schmerz dir zfügest. So wirst du in deiner Bußfertigkeit ein lebendiges Bild werden vom Herzen deines Erlösers, wirst du ein strebsamer Jünger seiner Heiligen und ein Erbe werden seiner Verheißung: selig sind die Traurigen, denn sie werden getröstet werden. (Matth. 5,5.)

Der Burgpfarrer.

Der Sonntag.

Haltet meine Sabbate. 3. Mos. 19, 3.

Wenn Pfingsten im Dreifaltigkeitssonntag ausgelingen, wenn die Fronleichnamsoktav vorüber ist, beginnt die lange, seßlose Zeit des Kirchenjahres. Da kommt der Sonntag so recht zur Geltung. Er ist die goldene Perle in der grauen Reihe der Werkstage, der lichte Engel, der in nie wandelnder Treue wiederkehrt und uns nach oben und heimwärts weist. Weißen wir diesem milden Tröster und Friedensboten ein paar Augenblicke der Betrachtung.

Wer wissen will, was der Sonntag ist, muß ihn gefeiert haben im kleinen, weltverlorenen Dorfe, fernab dem Getriebe der Welt.

Neun Uhr ist's in der Frühe und die Glocken beginnen ihr werbendes Lied. Da regt sich's in allen Häusern. Das ist die alte Bauernsitte, daß eines nur daheim bleiben darf. Haus und Hof, die Kleinen und die Kranken zu hüten. Alle andern eilen dem Kirchlein zu, das kaum die Väter fassen kann.

Mit dem letzten Glockenton verläßt der Priester die Sakristei, die Gemeinde mit geweihtem Wasser zu segnen. Ernst schreitet er durch das Gotteshaus, ein Zug heiliger Freude auf dem Antlitz. Er müßte auch kein Herz haben, freute er sich nicht beim Anblick der Seinen. Da sind die Kleinen mit ihrem frischen, roten Gesichtern und Augen wie Kohlen; sie schauen ihn an, so lieb und vertraut, er ist ja ihrer Jugend bester Freund. Sittsam blicken die Jungfrauen vor sich nieder, die Jünglinge bannen ihre überschäumende Jugendkraft in die Fesseln männlicher Würde, die ihnen gar nicht übel steht. Wie Landsknechte — Lebensstreiter — stehen die Männer da, verwetterte Gestalten mit knorrigen Gliedern, — raube Menschen, aber ihre Herzen sind von Gold. Anders die Frauen. In Blick und Haltung erinnern sie an die Martyrinnen fernher Zeiten, und sie sind es auch. Das weiß der Berater ihrer Seelen. — Und er segnet sie alle, alle.

Dann ist die Predigt, schlicht und einfach, wie der Herr einst gepredigt für die Kleinen im Himmelreich. Mit kindlichem Herzen wird sie aufgenommen. — Wie da die Gemeinde auslebt! Wie die Augen blitzen und die Wangen glühn. . . .

Der Landmann liebt eine Predigt, die da ist kurz und gut. Bei ihm braucht's nicht vieler Worte, er hat ein Herz so voll. Das soll auch zu seinem Rechte kommen, — nach der Predigt, beim hl. Opfer. Da will er sich Jesus einen und mit Ihm zum Himmel sehen. Darum gibt es nichts Erbaulicheres, als eine brave Gemeinde bei der Sonntagsmesse. Wenn die Orgel leise spielt, hört man ihr leises, inbrünstiges Beten. Man fühlt es förmlich, wie der Priester am Altare mit den Seinen zu einer Riesenmacht verwachsen ist, die Preis und Dank, Sühne und Bitte wie einen Diskan gen Himmel sendet. So muß der Gottesdienst der Aikirche gewesen sein. . . .

Mit dem Segen Christi verläßt die Gemeinde das Gotteshaus. Von jeder Stirne glänzt er hehr wie ein „Heilig dem Herrn“, in jeder Brust ist er heimisch als seliger Friede, von jeder Lippe quillt er nieder in Worten brüderlicher Liebe.

Der Sonntag hat alles neu gemacht, es ist, als ob der Himmel sich zur Erde niedergesenkt hätte. . . .

Sonntag in der Großstadt. . . . Früher als auf dem Lande erschallen da die Glocken und sie hören den ganzen Morgen nicht auf zu rufen. So muß es sein. Wo das Leben heißer flutet, wo stärker wogt der Kampf ums Dasein, da muß früh und oft Gelegenheit geboten werden, den Sonntagsseggen zu finden.

Gott sei Dank, nicht ungehört verhallt der Glocken Werben. Um fünf Uhr schon fallen sich die Kirchen mit armen Dienstmädchen, deren Dienst kein späteres Kommen gestattet, mit abgearbeiteten Menschen, denen es Bedürfnis ist, heute in Gottes freier Natur andere Lüfte zu atmen als die Dünste der Fabriken und der Bureauräume, mit Frommen, die früh schon Gott dienen wollen. Auch die Spätkirche ist gut besucht von solchen, die in der Sonntagsnacht einen tiefen Schlaf tun mußten, da an Werktagen sie die Arbeit nicht zur Ruhe kommen ließ. Der Hauptgottesdienst bietet immer ein erfreuliches Bild: es versammelt sich die Schar jener, die von den Vätern das Verständnis für warmes, katholisches Leben ererbt hat und dies Vermächtnis hochhält. Sie sind der Stolz und die Freude des Pfarrers.

Aber, aber . . . O geh' nicht hinaus in der Sonntagsfrühe auf die Straßen der Großstadt, dich verläßt ein unerfreuliches Bild. Da kommen sie zu Haus, sie, die nichts wissen wollen vom Gottesdienste, sie strömen dem Bahnhof zu und wollen draußen in der Natur, oft auch im Sinnenrausche, etwas Genüßen finden für das nach etwas Höherem hungernde Herz. Die Armen! Wenn sie abends nach Hause ziehen mit schleppendem Gang und mürrischen, müden Gesichtern, dann wird aller Welt offenbar, daß sie seufzen könnten: „Was ich suchte, hab' ich nicht gefunden.“ . . .

Ja, geh' nicht hinaus auf die Straßen der Großstadt in der Sonntagsfrühe. Da siehst du so viele verhäulte Fenster, hinter denen so manch ein Menschenkind einen bleiernem Schlaf tut, der Schlaf erschlafte Sinne, dem ein wüßes Erwachen folgen wird in später Mittagsstunde. Menschen gibt es in der Großstadt, die in den Sonntag hinein schwärmen, um dann in unruhewollen Ruben ihn zu verträumen. . . .

Doch weg mit diesen bösen Bildern, sie sollen uns die Freude am Großstadtsonntag nicht verderben! Ueber den düstern Schatten wollen wir das strahlende Licht nicht vergessen. Und Licht wie von tausend Sonnen geht aus von jenen Treuen, die unter Opfern, die das Dorf nicht kennt, zur eucharistischen Feier gehen. Und in der Stadt treu zur christlichen Sonntagsfeier halten ist mehr, als dies auf dem Lande zu tun. . . .

Freilich, den rechten Sonntagsfrieden verspürt man in seiner Fülle nur dort, wo der Tag des Herrn allen alles ist. Doch tröstet euch, ihr Aufrecht im Gemähle der Städte, euer harrt ein besonders schöner Sonntag im Himmel.

Ihm nach!

Die Schönheit der Natur zeigt sich wohl am stimmungsvollsten bei einem herrlichen Sonnenuntergang. Schön ist das goldene Tagesgestirn, wenn es am Morgen siegreich die erwachende Erde zu neuem Leben ruft, noch schöner ist es, wenn am Abende seine letzten Strahlen die müde Welt verklären. Dann stehen die Menschen und schauen hinein in das sinkend: Licht. Es tut den Augen nicht mehr wehe, es ist mild und ruhig geworden und scheint uns viel näher als am Mittag, wo es am höchsten Himmel brannte. Noch einmal taucht es jetzt die ganze Erde hinein in die tiefe goldene Pracht; sogar auf den Staub der Straße streut es purpurnen Glanz. Ueber der ganzen Natur liegt ein heiliger Friede und in die

finnende Menschenseele kommt es hinein wie tiefe Andacht; sie möchte beten mit der Natur, die dem Schöpfer ihren majestätischen Abendhymnus weicht. Fast ist's wie leise Wehmut, und wir fühlen fast ein stilles Sehnen nach dem fernem, besseren Land, in das die Sonne nun zu gehen scheint.

Diesen selben Eindruck ruft das Sterben des heil. Aloysius hervor. Es ist wie das Scheiden der Sonne an einem Frühlingstage, wo alles noch in vollster Blüte steht, wo jede Jugendblume noch die ganze Lieblichkeit der ersten Frische zeigt und jedes Blättchen den Zauber junger unberührter Schönheit atmet. Wo der hl. Jüngling vor uns liegt in Todeschwäche, kommt seine Heldengröße uns menschlich näher. Mit erschreckend harter Gewalt hat er gekämpft im Leben, jetzt umspielt das erste Leuchten des ewigen Lichtes seine Züge mit wunderbaren Frieden. Da wird uns so eigen zu Mute, als wenn wir die Sonne sinken sehen. Wir möchten mit ihm in jenes Land, wo es nur Lust und Freude gibt, wo alles Leid und alle Niedrigkeit ein Ende hat. Wie von selber falten sich unsere Hände und aus tiefstem Herzen kommt die stumme Bitte: Wäre mein Ende doch dem seinen gleich!

Du hast es selbst in der Hand, daß der Tod für dich wie für Aloysius ein guter Freund ist, folge nur dem Heiligen nach im Leben auf dem Weg der Unschuld oder der Buße. Ein gutes Mittel dazu ist die Andachtsübung der Aloysianischen Sonntage.

Sechs Jahre hat er gerungen um seinen Beruf, sechs Jahre hat er gelebt in diesem Berufe und während all dieser Zeit war das allerheiligste Sakrament die Sonne seines Lebens, die Quelle seiner Kraft. Darum fing man an zu seiner Ehre an 6 aufeinanderfolgenden Sonntagen die hl. Kommunion zu empfangen. Unendlich reich war der Segen dieser frommen Übung. Tausenden brachte sie Klarheit und Festigkeit in ihrer Berufswahl; aber und abermals Tausende fanden hier Kraft zu einem reinen keuschen Leben wieder, und bei allen bewährte sie sich als ein durchgreifendes Mittel zur Erneuerung des inneren geistigen Lebens. Die Päpste beförderten und segneten sie und Papst Clemens XII. bewilligte im Jahre 1740 für jeden dieser Sonntage einen vollkommenen Ablass. Zur Gewinnung dieses Ablasses müssen die Sonntage, 1) in ununterbrochener Reihenfolge gehalten werden, 2) muß man an jedem Sonntag für die Anliegen der Kirche beten und etwas zu Ehren des hl. Aloysius beten oder betrachten.

Liebe Jünglinge und Jungfrauen habt ihr heute noch nicht begonnen mit dieser schönen Übung, dann fangt am nächsten Sonntag an, sagt nicht: was sollen die anderen denken, wenn ich diese Sonntage halte? Ich bin doch sonst nicht so oft zur Kommunion gegangen. O, nur keine Menschenfurcht! „Nimm auf Niemand Rücksicht zum Nachteil deiner selbst!“ mahnt mit Recht der Weise im alten Bunde. Hier gilt wirklich das viel mißbrauchte Wort: Tue recht und scheue niemand. Und dessen sei versichert: Wenn du mit ganzem Herzen diese Übung hältst, wenn du ehrlich nach Tugend und nach Fortschritt ringst, wird keiner dir was sagen. Still und heimlich, bewußt und unbewußt wird man sich an dir erbauen und dein eigener Lohn ist doppelt groß; denn „so ist es der Wille Gottes, daß ihr durch Reichtum die Unwissenheit törichter Menschen zum Schweigen bringt.“

Darum mit frischem Mut hin zum hl. Kampf mit dem Feuer, das der edle Mensch für jede große Sache hat. Hier handelt es sich um das erhabenste Ziel, um die Festigung unseres ganzen Wesens, der Stählung unseres Willens, die Durchbildung unseres Charakters, die Heiligung unserer Seele. Jeder der guten Willen hat, ist wert und würdig mitzutun — Wer möchte da fehlen!

Was haben christliche Gelehrte in der Naturwissenschaft geleistet?

In einer Broschüre „ABC des Wissens“ tut ein junger Fant so, als ob christliche Gelehrte in der Naturwissenschaft nichts geleistet hätten. Da heißt es z. B. Seite 10: „Ihr Frommen — ihr habt noch nie ein einziges Ding richtig er'läut, noch nie ein einziges Rätsel des Daseins gelöst, uns dem Wesen der Dinge nie einen Schritt näher, sondern nur immer in die Irre der Einbildung geführt. Die ganze Geschichte eurer Forschung ist hohles Wortgellingel, Verdummung der Massen und immer neuer Rückschritt.“

Das heißt man doch den Mund voll nehmen und in der größten Unwissenheit leben. Wohin käme man, wenn man auf die Forschungen der christlichen Gelehrten verzichten müßte?

Mit seinem Spott antwortet darauf (und nur mit Berücksichtigung der Entdeckungen christlicher Forscher des 19. Jahrhunderts) der Jesuit Kneller in seinem Buche „Das Christentum und die Vertreter der neueren Wissenschaft“ (1903, S. 256): „Der arme Mann, in welcher Verlegenheit würde er geraten! Wenn er Chemiker ist, so müßte er auskommen ohne Berzelius, Dumas, Liebig, Sainte-Claire, Deville, Chevreul, d. h. ungefähr die ganze moderne Chemie wäre für ihn noch zu erfinden und zu entdecken. Ist er Physiker, so müßte er in der Elektrizitätslehre absehen von Galvani, Volta, Ampère, Faraday, also ungefähr von allem, was vorhanden ist; in der Optik müßte er zurückgreifen über Fresnel, Fraunhofer, Fizeau auf die alten Emissions-Theorien, in der Wärmelehre desgleichen sich behelfen ohne Mayer und Joule. Ebenso wird er in der Astronomie verzichten auf alles, was mit Fraunhofer'schen Fernrohren entdeckt ist, und von der Mechanik des Himmels nur soviel behalten, als übrig bleibt, wenn man Leverriers und auch Laplaces Arbeiten beiseite setzt. So im Gebiete der reinen Wissenschaft. Und im tätigen Leben, im Handel und Wandel, in Kunst und Gewerbe?“

Auf dem Felde des Beleuchtungswesens muß der Unglückliche wieder zur Unschlitt-Kerze greifen, denn Stearin empfängt er ja nur aus der katholischen Hand Chevreuls. Die elektrischen Flammen muß er auslöschen, man kann ja den elektrischen Strom nicht kennzeichnen, ohne in den Maßheiten die Namen der frommen Katholiken Ampère und Volta auszusprechen. Aluminium wird auch weiterhin nicht mehr gebraucht werden, man verdankt es ja dem Katholiken Sainte-Claire Deville. Ebenso wenig darf man den Wein nicht mehr pasteurisieren, in der Photographie das Kolloidum Schönbeins nicht verwenden, Wasserglas und Zement nicht mehr benutzen. In der Medizin werden wir auf Pelletiers Chinin verzichten, Laennecs Auskultation nicht anwenden, die ganze Bakterien-Forschung aufgeben, denn sie stammt ja hauptsächlich vom Katholiken Pasteur. Wenn es Vergnügen macht, mag das Bild noch weiter ausführen. . . . Wenn man christliche oder katholische Wissenschaft dasjenige nennt, was von gläubigen Christen oder Katholiken in der Wissenschaft geleistet wurde, so geraten wir in arge Rüstlosigkeit und in den tiefsten Bankrott, sobald wir die Leistungen der christlichen oder auch nur der katholischen Wissenschaft beiseite lassen.“

Was christliche Gelehrte in den Wissenschaften aller Art geleistet, davon dürfen die Leser gewisser Bücher und Zeitungen und die Schüler gewisser Professoren nichts erfahren, damit man um so mehr auf vorgefaßten Meinungen bestehen bleiben und auf die „Frommen“ schimpfen kann. Um so mehr müssen wir die Verdienste der christlichen Gelehrten hervorheben und uns ihrer freuen. „Es freut uns,“ schrieb der edle Protestant Claudius, „wenn solche Männer lernbegierig und mit dem Gute in der Hand neben dem Altare und den größeren Geheimnissen Gottes stehen. Es tut dann einen sonderlichen Effekt, wenn man auf der andern Seite die leichten Truppen sieht, wie sie mit dem Gute auf dem Kopfe und hochweise die Nase rümpfend am Altare vorbeimarschieren.“

Ulrich, der kleine Saulus.

Eine Knabengeschichte von Ludwig Müding. (Schluß.) 5. Kapitel.

Ulrich feiert Pauli Befehung.

Am Morgen nach jenem denkwürdigen Tage, ging in aller Frühe die Witwe Grandinger endlich einmal mit einem frohen und glücklichen Herzen ins Krankenhaus. Denn Schwester Milburgis hatte sie benachrichtigen lassen, daß Ulrich gleich nach der Messe des Herrn Spitalpfarrer die heilige Kommunion in den Saal Nr. 14 gebracht bekäme.

Als sie den Raum betrat, fand sie ihr Söhnlein trotz des schmerzenden Armes mit einem glücklich strahlenden Gesicht. Neben seinem Bett war ein ganz kleines, aber wunderschönes Altärtchen hergerichtet. Da stand auf einem weiß gedeckten Tischlein ein Kreuz zwischen zwei brennenden Kerzen. Dahinter hatte die Sakristanin Schwester Germana einige blühende Blumen gestellt. Da sah es wirklich aus, als wäre eben mitten in der Winterzeit der Frühling ins Krankenhaus eingezogen. Mit frohem Lächeln sah Ulrich bei diesen Vorbereitungen zu. Und dann vertiefte er sich wieder in die Kommunionandacht des hübschen Gebetbüchleins, das ihm am Vorabend der Spitalpfarrer zum Geschenk gemacht.

Ulrich hatte in dieser Nacht zum erstenmal wieder seit und ohne Unterbrechung geschlafen. Das kam gewiß auch von dem guten Gewissen, das ihn jetzt in keiner Weise mehr anstigte und quälte. Ja so tief war sein Schlaf gewesen, daß er gar nichts davon merkte, was über Nacht noch im Krankensaal geschah. Er wachte nichts davon, daß kurz nach Mitternacht die Wache haltende Schwester Irmitrud plötzlich in liegender Eile zum Zimmer des Herrn Spitalpfarrers rannte und die elektrische Schelle wie einen Wecker surren ließ. Dem verunglückten Arbeiter, der sich auch schwere innere Verletzungen zugezogen hatte, war plötzlich das Blut wie eine Sturzwelle aus Mund und Nase hervorgebrochen. Er konnte nur noch die heilige Selung empfangen. Was war es da doch ein Trost, daß er am Tage zuvor gut gebeichtet hatte. Nun gab er wie der reumütige Schächer am Kreuze, nachdem er wie dieser sozusagen in letzter Stunde die Barmherzigkeit des Heilandes angerufen hatte, getrost seine Seele in die Hände des himmlischen Vaters zurück. Als es schon mit ihm zu Ende ging und die Schatten des Todes sich bereits über seine erlöschenden Augen zu lagern begannen, da drehte er noch einmal ein bischen den Kopf. . . . ich möchte den Aumaen noch mal drüben sehen. . . . und einen schönen Gruß. . . .

Dann standen seine Lippen still — und er sagte das Uebrige drüben in der Ewigkeit dem lieben Gott allein.

So war, ohne daß Ulrich etwas davon merkte, der Todesengel in jener Nacht gnädig an ihm vorüber durch den Saal gegangen und hatte eine andere Seele mitgenommen. Als er am Morgen erwachte, war das Bett drüben leer.

Wenn etwas dazu dienen konnte, des Knaben Andacht und Gottvertrauen zu vergrößern, so war es die stumme Predigt jenes leeren Krankenbettes. Mit rührender Ergriffenheit empfing er dann die heilige Kommunion. Und als dann der göttliche Seiland in seinem Herzen war, da hatte ihm Ulrich viele, viele gute Vorsätze, anzuvertrauen. Und der allwissende Gott wußte wohl, daß es dem Knaben ernst damit gemeint war.

Ulrichs Mutter weinte die hellen Tränen, als sie neben seinem Bette knieend Zeuge der heiligen Handlung war. Zu ihrer großen Freude durfte sie auch nachher dableiben und der Schwester das Frühstück abnehmen, das für den wiedergewandten kleinen Patienten gebracht wurde.

Es schien wirklich, als sollte dieses Befehungsfest des neuen jungen Saulus noch in besonderer Weise vom lieben Gott gesegnet werden. Die fromme Schwester Milburgis schien wirklich mit ihrem gesegneten Einfluß in der ganzen Stadt allgegenwärtig zu sein. Denn am Nachmittage, als die Besuchsstunde für das Krankenhaus gekommen war, da schellte eine vornehme Dame, die von zwei jungen Mädchen begleitet wurde, an der Spitalpforte, und ließ Schwester Milburgis in das Sprechzimmer bitten. Was sie dort verhandelt haben, war in seinen Einzelheiten leider nicht zu erfahren.

Und so kam ich von dem denkwürdigen Besuch auch nur das noch berichten: Als Ulrich eben darüber nachgrübelte, ob denn wohl der verstorbene Vater auf dem Liebfrauenberge auch im Himmel noch für ihn bitten würde, da kam Schwester Milburgis herein, und er sah ihr's schon am lächelnden Gesicht an, daß sie irgend eine gute Nachricht für ihn hatte. Nichts, so war's auch!

„Rat einmal, Ulrich,“ sagte sie, „wer eben gekommen ist, um dich zu besuchen.“ Der Junge konnte es aber nicht erraten. Denn, wer außer seiner Mutter hätte wohl von allen Leuten in der Stadt nach ihm schauen mögen? Als er aber jetzt erfuhr, daß Frau Fabrikant Salina mit ihren beiden Töchtern da sei — o weh, da sahien das wirklich gar keine gute Nachricht für den armen Schlucker zu sein. Denn er wurde abwechselnd bloß und feuerrot und bekam es ganz gewaltig mit der Angst zu tun.

Diese Angst aber verwandelte sich bald in großen Trost, als nach wenigen Minuten die ältliche Frau

mit ihren freundlichen Kindern an seinem Bett erschien und sie ihm alle ohne ein Wort des Vorwurfs die Hand reichten. Er wollte sie recht herzlich um Verzeihung bitten, aber er brachte vor reumütigem Schluchzen seine Bitten gar nicht heraus. Doch die Tränen sprachen ja jetzt mehr, als es tausend Worte gekonnt.

Das war gewiß ein Zeichen aufrichtiger Verzeihung, als er von jedem der beiden Mädchen eine große Tafel Schokolade erhielt!

Nachdem der Besuch mit vielen Wünschen für gute Besserung wieder fortgegangen war, da rief Ulrich Schwester Milburgis noch einmal zu sich und sagte: „Schwester, das war aber heute ein so glücklicher Tag, wie ich noch keinen erlebt habe. Den muß ich mir aber für mein ganzes Leben merken. Was ist heute für ein Datum, Schwester?“

Die gute Milburgis brauchte sich nicht lange zu besinnen und sagte mit dem allerliebstenwürdigsten Lächeln, das sie nur in ihrem freundlichen Gesicht zusammen bringen konnte: „Ulrich, heute ist der 25. Januar! Und weißt du denn auch, was an diesem Tage für ein Fest gefeiert wird?“

Der Junge wußte es natürlich nicht. Er war aber nicht wenig erstaunt als die Schwester jetzt aus ihrem Bücherkasten einen Marienkalender herausholte und ihm den Januar aufschlug, damit er sich selber überzeugen konnte.

In dem Kalender aber stand beim 25. Januar schwarz auf weiß gedruckt: „Fest Pauli Befehung.“

Meine herrliche Mutter.

Der berühmte Schriftsteller Adalbert Stieler, dessen Schriften wir unsern Lesern vor den aller andern Klassiker am liebsten empfehlen, sagte im Jahre 1855, als er auf der Höhe seiner schriftstellerischen Leistungen stand: „Meine herrliche Mutter hat den Sonnenschein ihres Herzens über manchen Teil meiner Schriften geworfen,“ und nach dem Tode derselben versicherte er: „Seit mehr als 40 Jahren gingen die Fäden meiner besten Gemähe, meiner Vorstellungen und Wünsche in dem Herzen meiner Mutter zusammen. Obwohl sie bloß eine Bürgerfrau in einem kleinen Marktstücken war und nicht eine ausnahmsweise Bildung erhalten hatte, war ihr Herz doch von einer sittlichen Tiefe, von einer Großmut und Leutseligkeit, sowie ihr Verstand von einer Klarheit, wie man es in den sogenannten besten Kreisen nur selten antrifft. Ich liebte und ehrte daher meine Mutter nicht bloß wie eine Mutter, sondern auch wie einen seltenen Menschen. Darum wurden meine ersten Dichtungseruche ihr gewidmet. Alles, was ich strebte, alles was mir Gutes geschah, bezog ich auf meine und ihre Freude. Erst nach meiner Vermählung dehnten sich die Fäden auch auf meine Gattin aus.“ — „Als wir einmal“, erzählt Stieler an einer andern Stelle, „alle auf Verabredung die Mutter besuchten und alle Geschwister vollzählig um den Abendlich saßen (wie ich glaube, keines mißraten), sagte die Mutter, die auf der Ofenbank saß: „Alle Freuden der Welt nehmen ein Ende, nur die Freude einer Mutter an ihren Kindern nie.“

Spruchweisheit zum Hirtenbriefe der deutschen Bischöfe.

Motto: Sprichwort, wahres Wort.

5. Freude der Eltern.

Kinder sind der Eltern größter Reichtum.

*
Kinder sind armer Leute Reichtum.

*
Der Kinder Ehre
Ist der Eltern Freude.

*
Gute Kinder sind der Eltern Freude.

*
Je mehr Kinder — je mehr Glückes.

*
Viel Mädel und Buben
Fieren die Stuben.

*
Kinder sind der Mutter beste Spielleute.

Die heilige Familie, das Vorbild der christlichen Familie.

Allerlei über Kindererziehung.

Jose Blätter von einem alten Praktikus.

Für die Eltern ist die Erziehung der Kinder das allerwichtigste Geschäft. Leicht ist's freilich nicht, Kinder zu erziehen. Sieht man schon Fehler an sich weniger deutlich, als an anderen, wieviel mehr ist man in Gefahr, seine Kinder zu überschätzen und ihre Mängel zu übersehen. Wenn wirklich Liebe blind macht, wie es heißt, so macht Elternliebe oft noch dazu stöcktaub, nicht alle Eltern natürlich, aber einen stattlichen Teil von ihnen! Gewiß ist es etwas Großes und Erhabenes um die Mutterliebe und es kommt mir gar nicht lächerlich vor, wenn ich sehe, wie eine Mutter ihr schmutzstarendes, aller Reize bares Würmchen als ihren „goldigen Engel“ anspricht, und ganz verkümmert anschaut. Im Gegenteil, das ist mir ehrwürdig; ich sehe darin eine Gottesordnung, ohne die wohl die allermeisten Kinder verderben und verkommen müßten. Wer würde denn ohne diese vom Schöpfer selbst ins Mutterherz hineingelegte blinde Mutterliebe all die Mühe und Last auf sich nehmen mögen, ja können, die ein gesundes Kind macht; geschweige denn ein krankes! Aber sehr häufig geht die Liebe doch über das erlaubte Maß hinaus und wird zur „Affenliebe“, wenn das Kind nicht bloß das schönste (das gönnt man ja jeder Mutter) und das Hübsche (das geht zur Not auch noch an), sondern auch das bravste von allen sein soll. Unzähligmal mußte ich es hören: „Meine Kinder tun so was nicht! Meine Kinder sind überhaupt so zurückgezogen“ usw., wenn es sich um notorisch miserabile und ortstundige freche Nansen handelte.

Aber auch für Leute, die nicht so polizeitwidrig blind gegen ihre Kinder sind, ist es nicht leicht, sie zu züchten, da „niemand gegen sein eigen Fleisch und Blut sein kann“. Aber hier heißt es einsehen. Was soll die Erziehung? Sie soll die guten Gaben, die in dem Kinde liegen, entwickeln, zur Reife bringen, — soll die Anlagen zum Bösen unterdrücken, beiseite schieben, wenn es geht, ausrotten. Des Kindes Zukunft hängt im wesentlichen von seiner Kinderstube ab, von der Erziehung in seinen ersten Lebensjahren: „Früh krümmt sich, was ein Dämon werden will.“ Was da verdorben wird, läßt sich meist nie wieder gut machen. Die Jahre, die ein Mensch in der Hand anderer ist, sind entscheidend für seinen Charakter, sein Lebensglück, seine ganze Zukunft. Das sollten sich Eltern sagen, denen Kinder geschenkt sind, — mit allem Ernst und alle Tage sagen. Es gibt keine Saat auf Hoffnung, die so sicher eine reiche Ernte verheißt, wie eine gute Erziehung, und nichts ist sicherer als daß, „wer Wind sät, Sturm erntet“.

Natürlich nicht so, als ob ich meinte, normale Eltern täten so etwas mit Absicht. Gott bewahre! Aber der gute Wille, des Kindes Bestes zu fördern, tut's allein nicht. Es muß die Einsicht dazu kommen, wie man das macht, und es muß die Kraft dazu kommen, der Einsicht zu folgen.

Es ist wirklich manchmal unbequem, dem Kinde etwas zu verweigern, es zu tadeln oder zu strafen. Die Tränen, die der Diebling vergießt, fallen dem Vater und noch mehr der Mutter glutheiß aufs Herz: er muß so manches erfahren, was ihm Tränen entlockt, ohne daß man es ändern kann, vom Zahnen und Nipfen an bis zu den Beschwerden, die die Schulzucht auferleat, daß man allen Grund zu haben glaubt, dem Kinde nicht auch noch Schmerz zufügen zu sollen.

Aber ist es nicht die größte, unverzeihlichste Selbstsucht, wenn man so denkt und handelt?! Um das Kind nicht weinen zu sehen, um es nicht für ein paar Minuten traurig zu machen, verpfuscht man sein ganzes Leben. Weil man sich selbst das Mitempfunden sparen will, weil einem selbst „das Herz weh tut“, läßt man das Stämmchen wild wachsen — und wundert sich nachher, wenn es Holzapfel trägt.

Wer ein Kind liebt, zieht es, weil er die unermeßliche Bedeutung der Erziehung für das Kind richtig erkennt. Der wüßte sich die Blindheit der Affenliebe, die in Wirklichkeit eben nur Selbstsucht ist, aus den Augen und lernt die rechte Liebe als rechte Fürsorge, rechte Hilfeleistung, als Arbeit für das Wohl der anvertrauten Menschen kennen und üben aber nicht als Arbeit für das augenblickliche Wohlgefallen, sondern für ihr dauerndes Wohlergehen.

Dabei ist allerdings nicht zu vergessen, daß Kinder Menschen sind, nicht Bäumchen. Der Vergleich

liegt ja so nah und er ist auch so übel nicht, aber beim Menschen fällt eins ins Gewicht, was beim Baum ganz fehlt, — der Wille. In den ersten Monaten und Jahren tritt er nicht sonderlich hervor, macht sich höchstens bei manchen Kindern als „Eigensinn“ bemerkbar, der sehr störend für die Erziehung sein kann. Aber als wirklicher „auter Wille“, der dem Erzieher hilft und seine Bemühungen unterstützt, kommt er doch erst später zur Geltung, und ebenso als „böser Wille“, der absichtlich dem Erzieher entgegen handelt!

Ohne Zweifel spielt auch die Vererbung eine große Rolle bei der Erziehung und die Umwelt nicht minder. Wer Kinder nach der Schablone ziehen will, wird bald mit seiner Weisheit am Ende sein.

Man muß seine Kinder in ihrer Eigenart kennen lernen. Das eine ist biegsam und lenksam, das andere störrig und eigentwillig, — das eine freundlich und mitteilhaft, das andre mürrisch und mundfaul — das eine ehrgeizig und empfindlich, das andere gleichgültig und dickfellig, von den Unterschieden im Begreifen und Behalten, die doch eine so große Rolle spielen, ganz zu schweigen. Da heißt es, die Augen aufstun und die Ohren nicht minder. Da heißt es, mit den Kindern leben, nicht bloß für sie leben. Uebermäßig viel Zeit kostet das nicht einmal, aber ein bißchen Nachdenken, ein bißchen Selbstverleugnung und viel Liebe. Dann wird man dazu kommen, die Ruchtmittel recht anzuwenden und wird sich vor der Schablone hüten, denn auch hier gilt es: „Nicht jedem das Gleiche, sondern jedem das Seine!“

(Fortsetzung folgt.)

Briefe an einen Jüngling.

4. Sei fleißig und sparsam!

Lieber Wilhelm!

Wieder ist für mich eine mit Arbeit gesegnete Woche zu Ende gegangen. Da erinnere ich mich, daß ich Dir auf Dein letztes liebes Briefchen noch nicht geantwortet habe. Ich will es darum nicht Sonntag werden lassen, ohne Dir vorher noch ein paar Zeilen über den Fleiß und die Sparsamkeit geschrieben zu haben. Du hättest ja vielleicht auch einmal gern gehört, wie die jungen Burschen hier beim letzten „großen Volksfest“ die Zeit mit Nichtstun totgeschlagen und ihr Geld mit Bier und Gott weiß was verwickelt haben. Doch Du weißt, daß ich nicht gern von so was rede und daß ich dabei leicht ungemütlich werde.

Ich schreibe darum viel lieber vom Gegenteil und hoffe Dir mehr damit zu dienen, als wenn ich Dir von Leuten erzähle, die beständig mit vollen Köpfen und leeren Taschen herumlaufen, dem lieben Herrgott die Zeit und sich selber das Geld wegstehlen.

Wilhelm, ich will Dir 'mal was sagen. Man spricht und schreibt heute so viel von schlechten Zeiten und von Hungerlöhnen und von teuren Lebensmitteln. Dabei ist es eine Tatsache, daß heute Löhne bezahlt werden, die man vor hundert Jahren nicht im Traum für möglich gehalten hätte. Die Lebensmittel sind freilich in dieser Zeit um vieles teurer geworden. Dafür leben die Leute aber auch heute ganz anders, haben ganz andere Bedürfnisse und machen ganz andere Ansprüche als früher. Jetzt verlangt ein Knecht und Tagelöhner ein ganz anderes Essen, als es vor wenigen Jahrzehnten noch mancher Bauer und manche Herrschaft sich selber gegönnt hat.

Nicht die Zeiten sind schlechter geworden, mein lieber Wilhelm, sondern die Menschen. Nicht der Verdienst ist kleiner geworden, sondern die Bedürfnisse und die Ausgaben sind ins unvernünftige gewachsen und daher kommt es, daß bei so vielen Leuten es jetzt mit dem Soll und Haben nicht mehr recht klappen will. — Aber bei Dir, lieber Junge, da muß und wird es klappen, wenn Du nur an der richtigen Stelle mit den zwei richtigen Hebeln einsetzt: nämlich mit Fleiß und Sparsamkeit.

Ohne Fleiß bringt man es zu nichts. Das gilt nicht nur von dem Studenten, sondern auch von dem Handwerker und Bauern. Natürliche Fähigkeiten und Anlagen für seinen Beruf und

Stand muß jeder haben, ohne das geht's freilich nicht. Ein Schwachkopf wird kein Professor, ein Blinder kein Maler und ein Tauber kein Musikant. Aber die Talente sind nur die Instrumente, mit denen man sich den Erfolg zimmert und sein Glück schmiedet. Die Instrumente, die man ungebraucht an der Wand hängen läßt, verdienen kein Geld, und wenn sie von Gold sind. Die Pflugschar, die verrostet, weil niemand mit ihr Furchen zieht, schafft keine Ernte herbei, wäre das Wetter und das Ackerland auch noch so fruchtbar. Du darfst nie denken, Wilhelm, Du bekämest Deinen Wochenlohn doch, ob Du viel oder wenig schaffst. Das ist ein Irrtum. Je fleißiger Du bist, desto mehr entwickelst Du Deine Fähigkeit und desto größere Fertigkeit erlangst Du. Nach der Arbeitsleistung wird aber schließlich doch der Lohn bemessen; je mehr Du kannst und verstehst, desto leichter wirst Du einen Meister finden, der Dich einstellt. Arbeitest Du später aber einmal auf eigene Rechnung, dann wirst Du noch viel deutlicher erkennen, was der Fleiß für eine Goldgrube ist.

Ein strebsamer und wirklich tätiger Mensch ist auch in den allererschlechtesten Zeiten nicht verhungert; dagegen habe ich Leute gefannt, die trotz außergewöhnlicher Anlagen immer weiter zurückgegangen sind, sie verließen sich zu sehr auf ihre angeborene Geschicklichkeit, vertrödelten ihre Zeit mit lauter Nichtstun und wurden hernach elende Pfluscher.

Nun gibt es aber schließlich auch Leute, die schaffen tüchtig und sind fleißig und verdienen ein Heidengeld — und bringen's nachher doch auf keinen grünen Zweig. Das kommt daher, weil ihnen die Tugend der Sparsamkeit fehlt. So leicht sie das Geld verdienen, so leicht und noch leichter geben sie es wieder aus. Wenn es freilich heute Leute gibt, die an einem Sonntage so viel durchbringen, als sie in sechs Wochentagen verdienen, dann wundert es einen nicht, daß man am Ende des Monats nicht mehr Geld in der Tasche und auf der Sparkasse hat, als am Anfange auch. Wenn man sieht, wie manche junge Leute sich kleiden, was sie für Geld an allerlei Firlefanz hängen, dann wundert man sich überhaupt über nichts mehr. Gud' Dir nur einmal an einem Sonntag nachmittag so manche junge Leute auf den Spazierwegen an; man könnte meinen, es seien lauter Barone und Reichsgräfinnen. So sind sie herausgebügelt und herausgeschneigelt, tragen Stehkragen, die ihnen fast das Kinn abstoßen, oder Hüte, auf denen sie eine ganze Geflügelhandlung mit Obst und Gemüse herumschleppen — und wenn man sich nachher erkundigt, wer die hohen Herrschaften sind, dann handelt sich's oft um recht kleine Leute, die am Werttage hinter einer Herings-tonne stehen oder als Arbeiterinnen Zigarren wickeln.

Wohl verstanden, Wilhelm, ich verlange nicht, daß Du wie ein grauer Sperling unter bunten Paradiesvögeln herumlaufen sollst, aber ich hoffe doch, daß Du in vernünftiger Berechnung Deine Ausgaben stets nach Deinem Einkommen zu bemessen suchst und daß Du Dir für spätere Zeiten einen ordentlichen Sparpfennig zurücklegst.

Nun ist mein Brief an Dich doch wieder recht lang geworden und mir beim Schreiben der Sonntag beinahe über den Hals gekommen. Aber ich denke, es ist keine verlorene Zeit und Mühe. Wenn ich einmal hören sollte, daß auch meine Worte ein kleines dazu beigetragen haben, daß Du noch fleißiger wudest, als Du immer schon warst, und daß Du in weiser Sparsamkeit ordentlich vorangekommen bist, so wäre mir das eine rechte Freude und ich würde mir immer wieder sagen: „Ich habe mich in meinem Wilhelm nicht getäuscht!“

Morgen ist Sonntag, ist Ruhetag. Da wirst auch Du rasten und Dich erholen — und ich gönne Dir das von Herzen. Aber am nächsten Montag morgen wird dich mein Brief gewiß schon wieder frisch und eifrig bei der Arbeit finden. Dann Gottes Segen über Dich und Deinen Fleiß!

In alter Freundschaft

Dein alter Heimatpfarver.



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actiendruckerei in Sulda.

Nr. 26. Sonntag den 28. Juni 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Colonetzelle oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechende Rabatte. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist f. d. a. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochentaleender — Vierter Sonntag nach Pfingsten. — Die Papst-Krone. — Aus dem Kalender der Woche. — Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. — Kindesliebe. — Gerettet. — Dialporafabrik. — Treue gegen den Papst. — Allerlei über Kindererziehung. — Briefe an einen Jüngling.

Wochentaleender.

- Sonntag, 29. Juni, 4. nach Pfingsten. (Johannes d. Täufer.)
- Montag, 30. Juni, Petrus und Paulus, Apostel.
- Dienstag, 1. Juli, Gedächtnis des hl. Paulus.
- Mittwoch, 2. Juli, Von der Oktav. Theobald.
- Donnerstag, 3. Juli, Mariä Heimsuchung.
- Freitag, 4. Juli, Prozeßus u. Martinian, Martyrer.
- Samstag, 5. Juli, Ulrich, Bischof.

Vierter Sonntag nach Pfingsten. Der reiche Fischfang.

Evangelium Luk. 5, 1—11.

In jener Zeit, als das Volk an Jesus herandrängte, am das Wort Gottes zu hören, und er am See von Genesareth stand, sah er zwei Schiffe am See stehen; die Schiffer waren ausgezogen und wuschen ihre Netze. Da trat er in das eine der Schiffe, welches dem Simon gehörte, und bat ihn, von dem Lande etwas abzuwahren. Und er setzte sich und lehrte das Volk aus dem Schiffe. Als er aber zu reden aufgehört hatte, sprach er zu Simon: „Zieh hinaus in die Tiefe und werf eure Netze zum Fange aus.“ Da antwortete Simon und sprach zu ihm: „Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen.“ Als sie dies getan hatten, fingen sie eine große Menge Fische, so daß ihr Netz zerriß. Und sie winkten ihren Genossen, die in anderen Schiffen waren, daß sie kommen und ihnen helfen möchten. Sie kamen und füllten beide Schiffe, so daß sie beinahe versunken wären. Als das Simon Petrus sah, fiel er Jesus zu Füßen und sprach: „Herr, gehe weg von mir, denn ich bin ein sündhafter Mensch!“ Denn Staunen hatte ihn ergriffen und alle, die bei ihm waren, über den Fischfang, den sie gemacht hatten; desgleichen auch den Jakobus und Johannes, welche Simons Genossen waren. Und Jesus sprach zu Simon: „Fürchte dich nicht, von nun an wirst du Menschen fangen!“ Und sie führten ihre Schiffe ans Land, verließen alles und folgten ihm nach.

Die Papst-Krone.

Als der Herr zu Petrus sprach: von nun an will ich dich zum Menschenfischer machen, da hat er auf die Schultern des Lieblinge ein dreifaches Amt gelegt: das Amt des obersten Lehrers, des obersten Priesters und des obersten Hirten. Ein Sinnbild dieses dreifachen Amtes ist die Papstkrone, deren sich die Nachfolger Petri bedienen, und die mit drei Reifen geschmückt ist.

Der erste Reif in der Papstkrone bedeutet das oberste Lehramt. Simon, sprach eines Tages der

Heiland, Satan hat verlangt, euch sieben zu dürfen wie man den Weizen siebt; ich aber habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht wankt; und wenn du bekehrt sein wirst, dann stärke deine Brüder. — Gar zu gern würde der Teufel, der Vater der Lüge, der Anstifter des Unfriedens, die Herzen der Gläubigen bedröhen, mit dem Gift des Irrtums, die Glieder der Kirche auseinander reißen an den Stricken der Zwietracht und Spaltung. Petrus und der Papst sollen dem Teufel das Handwerk legen, sollen sein Ränke vereiteln. Petrus und seine Nachfolger sollen im Glauben nicht wanken, sollen feststehen auf dem Fundament der Wahrheit, sollen Leuchttürme sein für alle, die da fahren auf dem Ozean des Lebens. Wie der Seemann mit dem Kompaß, so ist der hl. Vater ausgerüstet mit der Gabe der Unfehlbarkeit. Gibt er in Sachen des Glaubens oder der Sitten eine Entscheidung, so ist sein Spruch frei von jedem Irrtum. Der hl. Geist selber hat dann geredet durch den Mund des Statthalters Christi. So bleibt die Kirche allezeit die Braut ohne die Krone der Täuschung, ohne die Makel des Irrtums. Sie ist das unverwundliche Bollwerk, gegen das der Teufel und die Welt stuchlos anstürmen, das sogar den reinen Achtung und Bewunderung abnötigt. Halte dich an diese Unfehlbarkeit, mein Christ; bringe den Entscheidungen des hl. Vaters, wie sie durch den Bischof und die Geistlichkeit dir kund werden, gläubige Hingabe und kindliches Vertrauen entgegen. — Der berühmte Präsident der südamerikanischen Republik Ecuador, Garcia Moreno, schickte einst dem Papste ein leeres Blatt Papier, nur mit seiner Unterschrift versehen, mit der Bitte, seine Heiligkeit möge oben dran schreiben, was ihm beneide, der Präsident sei mit allem einverstanden! So sollst auch du nicht zwar ein leeres Blatt Papier, wohl aber deinen Verstand dem hl. Vater übergeben, daß er darein schreibe, was Gottes Geist ihm eingibt. Was er lehrt, will ich glauben, was er entscheidet, will ich annehmen, was er verwirft, will ich ablehnen, was er empfiehlt, will ich gutheißen, was er wünscht, will ich zu erreichen suchen.

Der zweite Reif in der Papstkrone bedeutet das oberste Priestertum. Zwar wird nach der Ansicht des hl. Chrysostomus das Priestertum auf Erden verwaltet, hat aber dennoch seinen Rang unter den himmlischen Einrichtungen. Wenn auch der Priester seiner Natur nach weit unter den Engeln steht, so steht er doch über ihnen dem Amte nach. Welchem Engel oder Erzengel hat Gott Gewalt gegeben,

Sünden nachzulassen, Brot und Wein zu verwandeln in den Leib und das Blut Christi? Nur der Priester spricht die Worte der Sündenvergebung und der Verwandlung. Ohne jede Einschränkung nun, in ihrer höchsten Fülle und Ausdehnung eignet die Priestergewalt dem Papste, dem Hohenpriester des neuen Bundes. Welche Ehrfurcht zielt sich also dem Priester gegenüber, welche Ehrfurcht dem Papste gegenüber! Als einmal ein junger Mann allerlei Spitze und ungezogene Reden führte gegen die Geistlichkeit, da erhob sich der Hausherr mit den Worten: augenblicklich sind Sie still; unter meinem Dache wird nicht über die Geistlichkeit geschimpft. Mit einem solchen mutigen Wort konntest auch du vielleicht bisweilen einem Spötter den Mund stopfen.

Der dritte Reif der Papstkrone sinnbildet das oberste Hirtenamt. Weide meine Lämmer, weide meine Schafe! Petrus gibt Befehle, gibt Anordnungen, die im Himmel unterschrieben werden, die unter Verlust der Seligkeit das Gewissen binden. Ihr kennt das Wort, das der Herr zu den Aposteln sprach: wer euch hört, der höret mich — und wer euch verachtet, der verachtet mich. Vernommen hast du die Drohung des Meisters, wenn jemand der Kirche nicht hört, so sei er dir wie ein Heide und öffentlicher Sünder. Uebergib also dem Papst deine Hand und deinen Willen und laß dich als williges Schaflein führen, daß du zum guten Hirten in den Himmel gelangst.

Wir stehen an der Schwelle des Festes der Apostelkürsten. Freudig blicken wir empor zu diesen auserwählten Werkzeugen der Gnade, zu diesen tapferen Blutzengen Christi, zu diesem herrlichen Heldenpaar. Und vom Throne Petri im Himmel lehrt unser Blick zur Erde zurück zum Thron seines Nachfolgers, des hl. Vaters. Ehrfurchtsvoll nahen wir dem greisen Jubelpriester Pius X. Für ihn steigen unsere Gebete zum Himmel, daß er seine Tiara noch lange trage zum Heil der Kirche, daß aus seinem dreifachen Amt Seen fließen, für alle seine Untertanen auf der ganzen kath. Welt. Für ihn öffnet sich unsere Hand und spendet ein Schefflein zum Peterspennig, damit der Vater der Christenheit nach Herzenslust sorgen könne für den großen Haushalt der Kirche, für den Vatikan und dessen Beamte, für die Peterskirche und die übrigen Gotteshäuser der ewigen Stadt, für die Missionen, für die Diaspora, für die mannigfaltigen Bedürfnisse der Seelsorge, für gute Werke aller Art, für die katholischen Interessen, allerwärts auf dem aamen Erdenrunde.

Dreifach ist die Krone,
Die das Haupt dir schmückt,
Die als schwere Bürde
Deine Schultern drückt.

Du bist Hohepriester,
Lehrer auch und Hirt;
Deines Amtes Segen
Rings die Kirche ziert.

Unser Herz erheben
Wir zum Herrn empor,
Daß durch dich er öffne
Uns des Himmels Tor.

„O, Gott, du Hirt und Regierer aller Gläubigen, siehe gnädig herab auf deinen Diener Pius, den du zum obersten Hirten deiner Kirche gesetzt hast. Erleuchte ihn stets durch das Licht deines hl. Geistes und stärke ihn durch die unmögliche Kraft deiner Gnade, damit er deine Kirche allezeit weise regiere, uns alle auf dem Wege des Heils standhaft führe und endlich mit seiner ganzen Herde zum ewigen Leben gelange.

Der Burgpfarrer.

Aus dem Kalender der Woche.

St. Peter und Paul.

In einigen Tagen liegt die erste Hälfte des Jahres 1910 hinter uns, vorbei ist schon der längste Tag des Jahres, allmählich nehmen die Tage wieder ab und erinnern uns dadurch an die betrübende Tatsache, daß der Frühling vergangen. Die lieblichen Blumen auf den Wiesen und Fluren sind der Senes des Nähers zum Opfer gefallen; aber die Natur ist uner schöplich in ihrem Reichtum, neue Pflanzentriebe entsprossen der entblößten Erde, und frische, farbensatte Sommerblumen erfreuen das Auge des Naturfreundes.

Ähnlich ist es im Kirchenjahre, wohl sind die großen Feste des Herrn, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, sowie die lieblichste Blüte im Kranze der Feste, der Fronleichnamstag, vorüber, aber andere Festtage kommen und erfreuen Herz und Gemüt des an seiner Kirche hängenden gläubigen Christen. Noch vor Ablauf der ersten Hälfte des Jahres, am 29. Juni, gibt es einen Feiertag, der dem Andenken der Apostelfürsten Petrus und Paulus geweiht ist. An einem Tage wird ihr Gedächtnis gefeiert; die Kirche will dadurch andeuten, daß sie die Verdienste beider Glaubensboten gleich bewertet. Auch mag der Umstand mit beigetragen haben, daß an einem Tage der Ueberlieferung noch der Martiriod sie vereinte. Ihr Fest wird in der Kirche seit den ältesten Tagen feierlich begangen; in den ältesten Zeiten pflegte der Papst an diesem Tage zwei Messen zu lesen, die eine in der Peterskirche, die andere in der Pauluskirche zu Rom. Dieser Brauch verlor sich jedoch schon vor dem 12. Jahrhundert, dafür wird jetzt am nächsten Tage das Fest Pauli Gedächtnis begangen.

Der heilige Petrus, Fischer von Beruf, gilt infolgedessen als Schutzpatron der Fischergilde; an seinem Festtage werden an vielen Orten am Gestade des Meeres von den Fischern feierliche Umzüge und Prozessionen veranstaltet. Im Seebad Ostende in Belgien wird am St. Peterstage das Meer feierlich gesegnet, an andern Orten Belgiens zieht man mit einer Statue des Heiligen an den Fluß, läßt diese hineinfallen und fischt sie mit Netzen wieder heraus. Die Grundlage dieses Volksbrauches mag wohl der biblische Bericht bilden, der uns erzählt, daß Petrus aus dem Schiff ins Meer gesprungen ist, um zu Christus, den er am Ufer stehen sah, zu gelangen.

St. Paulus, der nach Sitte der Juden neben seinen gelernten Studien auch ein Handwerk lernte, war Zeltweber. Er ist daher der Schutzpatron der Weberzunft.

Es haben also zwei so einfache Gewerbe, wie die Fischerei und Weberei es sind, so erhabene Schutzpatrone. Es ist das wie ein Hinweis darauf, daß im Himmel nicht der Stand, nicht das irdische Ansehen der Menschen etwas gilt, sondern der innere Wert. Und wer wollte leugnen, daß gerade in den einfachsten Volksschichten am meisten jene Eigenschaften gefunden werden, die diesen inneren Wert ausmachen? Es sind dies fester, zweifelloser Glaube, Genügsamkeit, Arbeitsfreude, Gottergebung, un-

eigenmächtigste Nächstenliebe und Hilfsbereitschaft, Achtung vor der Obrigkeit u. s. w.

Doch tragen auf ihren Darstellungen die beiden heil. Apostelfürsten keineswegs die Abzeichen ihres ehemaligen Berufes, Fischerei und Webeschifflein, sondern jene Attribute, die da hinweisen auf jene hohen Ämter, welche sie durch die Berufung seitens ihres Heilands erhielten. St. Petrus trägt zwei gekreuzte Schlüssel; diese deuten auf die große Macht hin, die Christus der Herr dem heiligen Petrus und seinen Nachfolgern gegeben. In ihrer Hand liegt es, zu binden und zu lösen, Gesetze zu geben und aufzuheben, ganz besonders aber von Sünden loszusprechen und so den Menschen den Himmel aufzuschließen. St. Paulus trägt ein Buch und ein Schwert. Das Buch deutet auf seine Gelehrsamkeit und auf die Briefe, die er hinterlassen, das Schwert auf sein Martyrium. Manchmal trägt er auch, entsprechend den zwei gekreuzten Schlüsseln des heiligen Petrus, zwei gekreuzte Schwerter; dann bedeutet das eine das scharfe Schwert seines Geistes, das andere das Richtschwert, das ihm den Tod brachte.

Der Kalenderschreiber.

„Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“

G heimmisvoll ist im Menschen- und Seelenleben das Zueinandergreifen von göttlicher Gnade und menschlicher Freiheit; geheimnisvoll und unvertennbar mannigfaltig und wunderbar ist auch das Zueinandergreifen von göttlichen Plänen und menschlichem Vollbringen in der Geschichte der katholischen Kirche. Für das eine wie für das andere sollen wir ein offenes Auge haben; für das erstere, um auch bei zeitweiligem scheinbarem Niedergange in kritischen Momenten nie den Glauben an die Zukunft, ja an die Unvergänglichkeit der Kirche zu verlieren. Ebenso wichtig ist aber auch die Erkenntnis all' des Hohen und Herrlichen, des Unverlierbaren und Ewigen, das man „Menschenwert“ in der Geschichte unserer Kirche nennen könnte.

Es wird zu den reizendsten, aber auch schwierigsten, bis zu einem gewissen Grade unlöslichen Problemen gehören, zu entscheiden, wo das Göttliche aufhört und das Menschliche anfängt. Aber das ist gewiß, daß die kirchliche Vergangenheit eine Unsumme von menschlichem Wollen und Streben, Wirken und Vollenden in sich birgt. Dies zu erwähnen oder wenigstens andeutend zu beweisen, dürfte um so mehr am Platze sein, als gerade daraus die uns so notwendige Erkenntnis erwächst, wie wichtig auch die menschliche Mitarbeit am Wohle und Gedeihen, am Wachstum und an der Blüte der katholischen Kirche ist, wie bedeutungsvoll es ist, daß auch wir den guten Samen ausstreuen, weil auch von uns ein Teil der Ernte abhängt, daß auch wir unser Licht leuchten lassen, weil sonst viele unserer Mitmenschen zeit lebens im Dunkel schreiten.

Menschliche Mitarbeit in der Geschichte der Kirche! Großartiger ist sie nie zutage getreten, als in jener Epoche, die mit dem Jahre 313 ihren Abschluß gefunden hat. Und wenn von ihr auch in besonderem Maße das Wort gilt: „Wunderbar ist der Herr in seinen Heiligen,“ so ergreift uns doch Staunen und Bewunderung über die hohen menschlichen Werte, die im Leben und Tode der Millionen von Blutzeugen jener Zeit liegen. Wie so lange die Welt steht, hat sie zahlreichere Beispiele herrlichsten Opfersinnes und demütigster Absage an all' ihre Schönheit aufzuweisen gehabt.

Ist jene Blütenperiode der Kirchengeschichte auch von keiner zweiten mehr abgelöst worden, so ist doch die Zeit zwischen 313 und 1913 so reich, daß es Bücher füllen würde, wollte man auch nur einem oder dem andern Zuge des menschlichen Eingehens auf die göttlichen Pläne nachgehen. Wie getreu ist doch die Kirche von dort an dem Befehle des Herrn nachgekommen: „Gehet hinaus und lehret alle Völker!“ Wie wenige ahnen, welche Mühen und Leiden, welche Entschuldigungen und Opfer es gekostet hat, bis die frohe Botschaft vom Welterlöser all' denen, die guten Willens sind, zum Bestuhm geworden, was die Entwicklung der Christengemeinde zu Jerusalem zur Weltkirche alles in sich schließt.

Wem ist es je so recht klar geworden, was jenes Reich in sich birgt, dessen Grenzpfähle Armut, Keuschheit und Gehorsam heißen, die seine Bewohner abschließen von all' dem, was den Kindern der Welt das Leben einzig lebenswert macht? Wer

ist schon Schritt für Schritt jener Vinis nachgegangen, die vom Stifter des Benediktiner-Ordens mit seinem „Ora et labora“, aber St. Franziskus von Assisi mit der wunderbaren Liebe zu seiner Braut, der hl. Armut, und den Orden des hl. Ignatius mit seiner Christusliebe und Papsttreue hinaufführt bis zu den zahlreichen modernen Kongregationen, die sich in den Dienst der leidenden und weherfüllten Menschheit gestellt haben? Wer die Blüten reinsten Menschentums pflücken will, der muß in diesen Gärten suchen.

Was sollen wir erst sagen von jenem unsterblichen Geschlechte der Priester, durch deren Hände das göttliche Leben herabwandert von Christus bis in die gegenwärtige Stunde! Nur wenigen ist es gegeben, zu verstehen, wie viel selbstlose Arbeit, wie wenig Egoismus, Selbstsucht, wie viel lauterste Seelenliebe in so manchem Priesterdasein schlummert und wacht.

Nicht zu vergessen endlich sind jene stillen Seelen aus allen Ständen und Berufen, die in der Welt leben, als lebten sie nicht, die sich freuen, als freuten sie sich nicht, die im Bewußtsein, daß die Gestalt dieser Welt vergeht, Herz und Sinn schon frühzeitig von ihr losgelöst haben.

Menschliche Mitarbeit am Werden und Leben der Kirche, an ihrer Entfaltung zur Weltkirche! Welch eine Riesensumme von opferwilliger Hingabe, demütiger Entschuldigungen und herrlichsten Idealismus! Diesen Faktoren, vereint mit der Gnade von Oben und göttlicher Leitung verdankt die katholische Kirche ihre Werbekraft durch alle Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag. Noch heute ist sie die Stadt Gottes, auf die Höhen der Menschheit gebaut; sie ist es, wie im vierten Jahrhundert, da die Völker durch ihre Tore stuteten, um sich ihr Bürgerrecht zu erwerben, sie ist es wie im Mittelalter, wo Rom und das Papsttum den Mittelpunkt der Erde bildeten, mehr als zu eines Augustus Zeiten. Noch heute leuchten ihre Finnen weit in die Lande, als Wahrzeichen und Völkerzeichen sollen sie der Menschheit zeigen, wo auch heute noch das Heiligum auf Erden ist. Denn während für alles bloß Irdische und Menschliche einmal die Stunde schlägt, verkündet in der Gottesstadt eine Generation der anderen die Unvergänglichkeit göttlicher Worte und Werke im Wechsel der Zeiten.

Durch die Hallen der Weltkirche macht sich das Wehen des göttlichen Meisters bemerkbar, besonders in unseren Tagen, wo so viele Feinde in selbstgefügter Angriffskolonne ihr entgegenreten. Das Geschenk des hl. Geistes an die Kirche des ausgehenden 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts sind große Päpste. Oder welcher gebildete, gläubige Katholik dürfte die Behauptung wagen, es sei ein Zufall, daß ein Pius IX., ein Leo XIII. und ein Pius X. es waren, die das Schifflein Petri durch die hochgehenden Fluten der letzten siebenzig Jahre steuerten?

Gegenwärtig liegt das Geheimnis und die Kraft der katholischen Kirche in ihrer wunderbaren Einheit und der unverbrüchlichen Treue zu ihrem Oberhaupt. Ihr Programm ist Pius X., er, der die hungernden Kinder seiner Kirche wieder hingeführt hat zum Gastmahl des Lebens, er, der einer oberflächlichen Welt wieder die Tiefen gezeigt hat, wo die Quellen der Gnaden rauschen, er, der alle und alles wieder erneuern will in Christo.

Diasporafahrt.

Pünktlich um halb zehn Uhr fuhr der Wagen ohne Pferde vor. Ein herrlicher Maientag an der Waterlante, von dem üblichen starken Winde begleitet. Schnell mußte die Reise gemacht werden — 27 Kilometer Weg. Es ging zu einer Beerndigung. Die erforderlichen Paramentenstücke waren bereitgelegt, der muntere Wagenlenker — auch Chauffeur genannt — schwang sich auf seinen Sitz, und der Wagen ohne Pferde summt los durch die Straßen, um die Eden aus der Stadt hinaus auf die große Verkehrschauffee zwischen G e und B n. Der Fischereihafen sandte seine „duftigen“ Grüche herüber durch die Fischbratereien, Marinier-, Essig- und Bistörfabriken, Klippfisch-Werken, sowie durch die gelöschten und am Löschen begriffenen Dampfer, während im Hintergrunde des Fischereihafens jenseits der Weser die Kabellewerke an Oldenburgs Gestaden qualmten. W ist schnell durchlaufen; einige Hunde fliegen zur Seite. Die sonst erträgliche Chauffee wird jetzt durch Reparaturarbeiten und Pflastern unterbrochen, und das Auto schaukelt und schnauft auf dem „mülmigen“ Seitenwege. Ein Trupp breitgestirnter schwarz-weißer Horntiere, von sicherer Hand geführt, drängt sich vorbei. Hoh: Pappeln umsäumen die Straße; rechts und links fastige

Seidestrecken; nach mancherlei Krümmungen und Bindungen ist W . . . e und St . . . l erreicht. Es beginnt nun Dorf- und Weidegegend. Birken, unter im blendendweißen Gewande und oben im ersten frischen Grün prangend, sind nun unsere Begleiter; selten ein Haus eine kleine Adertwirtschaft, eine Gastwirtschaft, mit lebhaften Farben gestrichen; im großen und ganzen Stille und Ruhe. Nach ungefähr einstündiger Fahrt hält das Töfz-Töfz vor einem Häuschen, das gleichfalls einsam am Wege steht. Hier war die Leiche einer alten Frau aufgebahrt auf dem armseligen Hausflur. Die Sterbesakramente hatte die gute alte Frau nicht mehr empfangen können, da sie zu schnell starb — ja 27 Kilometer entfernt von dem katholischen Geistlichen — Diaspora — Tochter, Schwester, Großkinder stehen um den Sarg herum. Wer von den Anwesenden gehörte noch zur katholischen Kirche, konnte noch das „Vaterunser“ und „Gegrüßet seist du, Maria“ beten? und sie kamen einst aus echt katholischer Gegend. Die Sprache der Heimat hatten sie verlernt; den Dialekt der Gegend kennen gelernt. Wo ist es geblieben das warme religiöse Empfinden? Was würde die gute Mutter, und der glaubensfeste Vater, die in heimatlicher Erde sanft gebettet ruhen, jetzt sagen, wo vier ihrer Kinder soweit zerstreut, soweit entfernt vom katholischen Gotteshause nunmehr in hohen Jahren ihr Leben beschließen müssen! Werden diese die heiligen Sakramente unserer Kirche vor ihrem Abschiede aus dieser Welt nochmals empfangen können? Die nunmehr Verstorbenen hat die Gnade nicht mehr gehabt. O Diaspora — Wer denkt nun nach dem Tode nochmals an diese so Verlassenen? Die Nachkommen, die das Erhebende und Trostvolle des katholischen Glaubens nicht mehr kennen gelernt haben, werden sie mal ein Vaterunser für die Seelenruhe der Mutter und Großmutter verrichten? — sie kennen das ja nicht. — Und die Verstorbenen wird beerdigt an der Seite ihres Mannes, der vor mehreren Jahren ihr im Tode vorangegangen war, gleichfalls aus gut katholischer Gegend stammend. Die Großkinder besuchen noch die Schule des Dorfes, sind teilweise bereits konfirmiert. Was kann aus einer gemischten Ehe in dieser Gegend anders herauskommen! Der katholische Teil — hier die Mutter — ist ja zu bebauern. Die Leiche ist bestattet. Zurück geht es in schnellem Tempo zum nächsten Orte, woselbst noch „Schäflein“ aufzusuchen sind, die sich wohl auch bereits sehr verirrt haben. — Schwache Aussichten! (Schluß folgt.)

Gerettet.

Von W. Bernbard.

Tief unten im Tirolerland steigen die Berge wie gewaltige Riesen zum Himmel empor. Ewiges Schnee erglänzt und gleißt auf ihren Gipfeln, die der Strahl der erwärmenden Sonne wohl erreichen und in herrlichem Leuchten erglänzen lassen, von denen er aber nicht den ewigen Winter bannen kann. Nur von Zeit zu Zeit wird die feierliche Ruhe und Stille auf diesen Bergeshöhen unterbrochen. Einige Schneeflocken geraten ins Rollen, sie verbinden sich, zwingen andere Schneemassen zum Mitzug und dann türmen und ballen sich die gewaltigen Massen zusammen; dann scheint alles in Bewegung zu sein. Rück- und stoßweise geht es vorwärts wie eine unaufhaltbare bewegliche Mauer. Jetzt hat sie die steilen Felsenabhänge erreicht; es gibt keinen Einhalt mehr. Ein Toben und Donnern, ein Krachen und Fallen beginnt. Steine und Geröllmassen eilen in schnellem Laufe dahin und Verderben und Vernichtung folgt ihren Spuren; wüst und zerschelt liegt alles da. Zwar hat man an den tiefer gelegenen Orten Bäume angepflanzt, die der Gewalt des Ansturmes wohl Trost zu bieten vermögen, doch die Gewalt der Naturkräfte ist oft stärker als die Menschenhand und Schutzmauern vom Menschengeist ersonnen. Nur zu oft geben die Wälle nach, die Bäume werden entwurzelt und in rasendem Rollen stürzen auch sie zu Tale; wehe, wer ihnen in den Weg kommt, jedes Hindernis wird genommen. Nur das stille freundliche Tal kann Einhalt gebieten. Aber wie? Nur durch seine Vernichtung, seinen Untergang.

In einem solchen herrlichen Talkessel erhebt sich ein schmuckes Dörfchen; die roten Dächer und weißen Giebel umfließt strahlender Sonnenglanz. Das Kirchlein mit dem hohen Turme weist nach oben, zu Himmels Höhen, wo das Sehnen des Menschenherzens gestillt wird. Ein heller klarer

Gebirgsbach stürzt sich von den Felsenabhängen hernieder und eilt geschwätzig schnell durch das Tal, als wollte es erzählen von den lichten Höhen, die er gesehen; aber auch nur zu oft weiß er zu künden von schrecklichen Verheerungen, die seine Mutter angerichtet hat. Ja, dieser geschwätige Geselle hat eine grausame Mutter. Wer ist sie wohl? Es ist die Lawine, die den Gebirgsbach hervorbringt, die ihn speist mit immer neuer Nahrung. Aber was ist denn der Inhalt der Märe, die der Bach jetzt leise und traurig verkündet?

Dort am Bergesabhang hinter schützendem Felsen stand die liebe kleine Hütte; da wohnte der Sennner, der fleißige gottesfürchtige Mann mit seinem lieben Weibe und seinen lieben treuen Kindern. Unter harter Arbeit ernährte er sich und seine Familie. Während sein treues Weib und die Kinder auf die Herden achtgeben, die dort weiden und die mit melodischem Geläute die harte Tageslast vergessen lassen, muß er selbst den Fremden als Führer zu dienen, zum Gipfel der Berge, muß die Post nach dem noch höher gelegenen Gasthause, wo der Fremdenverkehr sehr stark ist, aufrecht erhalten; dies ist seine und seiner Familie Arbeit an den langen heißen Sommertagen. Aber jetzt ist der Verkehr noch nicht stark; das Vieh will noch nicht auf die Bergestrassen, auch da muß er für seine Familie sorgen. Ins Tal kann er nicht ziehen, er ist zu arm; darum muß er jagen auf hohem Bergesabhang.

Auch heute ist er wieder dem edlen Waidwerk nachgegangen, das für ihn freilich nicht mit Vergnügen und Freuden, sondern mit großen Gefahren verbunden ist. Müde ist er in seine Hütte zurückgekehrt. Aber heute lagert nicht auf seinem Gesicht Freude, als er mit den Seinen sich dem Schutze des heiligsten Herzens Jesu empfiehlt. Wie erstrahlte, doch sonst sein Auge wenn er erzählte von den gewaltigen Taten seiner Vorfahren, wie sie sich in den jammerreichen Tagen der Gewalttherrschaft Napoleons in den Schutz des heiligsten Herzens gestellt hatten. Damals hatte der tapfere und wadere Andreas Hofer sich eine Zeitlang in dieser Hütte vor seinen Verfolgern verborgen. Hier hatte er sich mit einigen Getreuen noch einmal feierlich dem Herzen Jesu empfohlen und war dann höher hinaufgeflüchtet. Dachte wohl der Hausvater an diese Ereignisse? Diese dürften aber doch nicht den schmerzlichen angstvollen Zug in seinem Gesichte hervorgerufen haben; seine arme Hütte war ja damals so sehr geehrt worden. Nein, das konnte es nicht sein; er mußte diese ihm liebgewordene Hütte wohl verlassen? Ja, heute hatte er es bemerkt; Gefahr drohte ihm von der gefährlichen Lawine. Zwar schmiegte sich die Hütte dicht an den vorstehenden Felsen, aber konnte die Hütte auch noch den Druck der Schneemasse aushalten, die über ihrem Dache hinwegsegeln würde? Darum die Traurigkeit. Noch einige Wochen und dann mußte er die liebe Wohnung verlassen; doch seine Lieben durften es nicht merken, darum er ählte er ihnen gerade jetzt die Weihe des Tirolerlandes an das göttliche Herz Jesu. Sein Auge erstrahlte wieder und über seinen Zuhörern lagert ein andächtiges Lauschen. Dann aber vereint sich die ganze Familie und unter dem Bilde des Herzens Jesu erneuert auch sie jetzt wieder die Weihe an das göttliche Herz. Es ist ja der Herz-Jesu-Monat.

Auf zum Schwur, Tirolerland,
Heb' zum Himmel Herz und Hand,
Was die Väter fromm gelobt
In Verfolgung, Angst und Not,
Das geloben wir aus neue,
Jesu Herz, den Schwur der Treue."

Dieses Lied klingt auch jetzt wie schon oft von den begeisterten Lippen der Familie empor. Aber da auf einmal furchtames Schweigen, der Atem geht schneller, man hört das Herz schlagen! Was war das? Jetzt wieder! Ein Rischen, ein Säusen, Finsternis ringsum. Ein Krachen der Hütte. Kein Entrinnen mehr! Der Ausgang versperrt! Weiterhoch lasten die Massen auf den Verschütteten. Die Lawine war urplötzlich herabgestürzt, hatte die Hütte verschüttet und die frommen Bewohner begraben, lebendig begraben.

Darum eilte also der Bach so schnell hernieder, diese Kunde wollte er den Talbewohnern berichten. Eilet herbei mit Spaten und Schaufeln, schien er ihnen zurufen zu wollen. Und sie ließen sich auch nicht zweimal mahnen. Schon beim ersten Tagesgrauen steigen sie empor zum hohen Berges Rücken. Nur zu bald kommen sie an die Stätten der Verwüstung. Doch die Lawine war in ihrem schrecklichen Triumphzuge aufgehalten worden. Ein statilicher Wald oberhalb des Tales hatte ihrem Laufe Einhalt geboten, wenn auch unter schweren Opfern; doch diesen Schaden beachteten die wackeren Tiroler nicht. Immer bergauf. Es gilt zu retten einen treuen Bruder, ein Heiligtum, ein Herz-Jesu-Bild, unter dessen Blicken ein tapferer Andreas Hofer den Weibeschwur an das göttliche Herz Jesu geleistet hatte. Und so eilen sie immer bergan. Aber sieht man denn immer noch nichts von der Stelle? Alles ist flach und glatt. Kein hoher Felsenvorsprung mehr, wo auch eine Herz-Jesu-Statue gestanden, die die Hütte segnete, die im Schutze des Felsens gestanden? Doch der wackere Tiroler kennt kein Jögern; mutig voran heißt seine Parole. „Herz Jesu, erbarme dich und hilf!“ heißt sein Lösungswort, und unter dem Beistande des Herzens Jesu ergreift er Hacke und Spaten. Schon nach einigen Stunden ist die Herz-Jesu-Statue gefunden; man ist am richtigen Orte und muß die Hütte treffen. Mutig voran. Stunde verrinnt um Stunde und immer noch keine Aussicht auf Erfolg. Ist denn alles umsonst? „Herz Jesu, erbarme dich und hilf!“ ist der Ermunterungs-Ruf, und von neuem und mit frischen Kräften erklingen abermals Hacke und Spaten. Da ein Jubelruf! Man ist auf die Hütte gestiegen. Doch auch o Schrecken, sie ist erdrückt von der Masse der drückenden Last. Doch dann wenigstens die Toten bergen. In einigen Minuten ist die Hütte freigelegt. Jetzt muß man gleich die Toten treffen; dieses Wort schwebt jedem auf der Zunge, aber keiner wagt es auszusprechen. Jetzt hat man sie erreicht. „Sind sie tot?“ ist die bange Frage.

Friedlich liegen sie bei einander; unter ihnen das Bild vom Herzen Jesu, das der Vater umfaßt, gleichsam als letzte Hilfe. Man bemüht sich um die Verschütteten; das Leben kehrt zurück. Zuerst schlug der Vater die Augen auf aus der schweren Ohnmacht, die alle umfassen gehalten. „Herz Jesu Dank, tausend Dank!“ so lautete das erste Wort des frommen Mannes. Und von neuem erschallte jetzt aus der Trümmerstätte das Weibelied der treuen Tiroler, das Weibelied an das göttliche Herz Jesu.

Das Lied ist verklungen, aber von den Bergen hallt es als Echo zurück und pflanzt sich immer wieder von neuem fort: „Drum geloben wir aus neue, Jesu Herz, dir ewige Treue.“ Möge das Echo erklingen in freudigem Klange und möge es einen brausenden Widerhall finden auch in unseren deutschen Landen: „Drum geloben wir aus neue, Jesu Herz, dir ewige Treue.“

Treue gegen den Papst.

Ein glänzendes Beispiel der Treue gegen den Papst gibt der Welt St. Bonifatius, der große Apostel der Deutschen. Er schwur in die Hände des Papstes den Eid nicht bloß, daß er die Reinheit der katholischen Lehre bewahren, sondern auch, daß er dem römischen Papste unverbrüchliche Treue und Lauterkeit des Glaubens erweisen wolle. So kam die deutsche Kirche in die innigste Verbindung mit dem römischen Stuhle, so beugte die deutsche Kirche in Bonifatius ihr Knie vor der römischen, so begann die neue Welt Herrschaft Roms über die Germanen, so sandte es wieder seinen Prokonsul an den Rhein, aber nicht mehr mit Viktoren und Adlern, sondern mit dem Zeichen des Kreuzes. (Weiß, Weltgeschichte.)

Jeder Leser des Bonifatius-uten

spendet am Feste Peter und Paul

ein Scherlein für den Peterspfennig.

Die heilige Familie, das Vorbild der christlichen Familie.

Allerlei über Kindererziehung Josef Blätter von einem alten Praktikus. (Fortsetzung.)

Kann man also Kinder ziehen? Gewiß kann man das, wenn man die nötige Liebe, Geduld und Einsicht hat. Freilich gehört auch das dazu, daß man nicht über Konzerten und Theater, und andern „gesellschaftlichen Verpflichtungen,“ über Wirtshausläufen und Haushaltungsorgen die Kinder vergißt und verläßt. Das erstere ist heutzutage besonders in den höheren Kreisen nichts Seltenes. Kam da jüngst eine Mutter in die Sprechstunde eines Oberlehrers, um sich nach den Fortschritten ihres Sproßlings zu erkundigen. Der nickte der gnädigen Frau eröffnen, daß ihr Sohn nicht nur der schlechteste Schüler der Klasse sei, sondern auch moralisch einen recht ungünstigen, ja direkt verwahrlosten Eindruck mache. Es sei deshalb sehr wünschenswert, daß sie den Jüngling nicht gänzlich dem Einfluß schlechter Dienstboten überlasse, sondern sich in mütterlicher Liebe aufs angelegentlichste seiner annehme, die Schule allein könne da nichts ausrichten, wenn nicht das Elternhaus sie tatkräftig unterstütze. Da richtete sich die Frau Konmerzientrat in all dem Glanze ihrer prächtigen Pariser Toilette auf und schleuderte dem wohlmeinenden Berater die Worte entgegen: „Na, was glauben Sie denn eigentlich, Herr Doktor? Meine gesellschaftlichen Pflichten lassen mir nicht einmal eine Viertelstunde im Tage übrig, um mich meinem Sohn zu widmen!“ Sprachs und rauschte hinaus. Da kann man wirklich sagen, arme reiche Kinder, die der Liebe einer Mutter entbehren müssen. Da sind die armen Kinder, die vielleicht manchmal Hungaria zu Bett gehen, über denen aber ein sorgen-loses Mutterauge wacht, doch erheblich besser dran. Besonders schlimm es ist, wenn schon in der frühesten Jugend die Kinder so vernachlässigt werden. Wer für seine Kinder „keine Zeit“ hat, so lange sie klein sind, darf sich nicht wundern, wenn sie nichts für ihn übrig haben, wenn sie groß geworden sind.

Man darf sich ja nicht denken, die Kinder werden mir's einmal danken, daß ich so „gut“ gegen sie gewesen bin. Wenn dieses „gut“ soviel wie „schwach“ und „nachgiebig“ ist, werden die Kinder es gar nicht danken. Wie oft hat unser Herr schon das Wort gehört, „hätten mich meine Eltern besser gezogen!“

Es ist auch gar nicht in das Belieben der Eltern gesetzt, ob sie ihre Kinder recht erziehen wollen oder nicht. Vielmehr haben diese ein Recht auf Erziehung; sie können es verlangen, daß die, die ihnen das Leben gegeben haben, sie nicht nur nähren, kleiden, sondern auch erziehen.

Diese Erziehung muß möglichst früh beginnen, schon wenn das Kind noch in den Windeln steckt. Zur Illustration ein Geschichtchen. Da ist ein junger Erdenbüraer auf die Welt gekommen. Am anderen Tage kommt die Großmutter mit der erfreulichen Botschaft: „Nest bleibe ich 4 Wochen da.“ Das waren gute Zeiten für Mutter und Kind und es war eine Freude, zu sehen, wie die Großmutter ihrer Tochter alles fern hielt, was sie etwa hätte auftragen können und es war fast noch eine größere Freude, wie die Großmutter das Enkelkind besorgte und wie sie es umhertrug, ohne eine Spur von Ermüdung zu zeigen. Kein Wunder, daß das Kind so brav und stillvergnügt war. Da kam die Zeit, daß die Großmutter abreiste und am anderen Tage war das Kind wie umgewandelt, keine Spur der bisherigen Bravheit mehr. Natürlich hätte die junge Frau keine Zeit, es umherzutragen, mit ihm zu tänzeln usw., wie die Großmutter es getan hatte. Das nahm das kleine Kräulein so ungnädig auf, daß es mit höchst energischem, anhaltendem, herabwogendem Rammergeschrei über die Unausmerksamkeit quittierte, mit der es jetzt behandelt wurde. Vier Wochen alt! Und wukte schon ganz genau, was es wollte. Schon verzogen! Also wann fängt die Erziehung an? Ist dieses Geschichtchen nicht Antwort genug?!

Als das Kräulein ½ Jahr alt geworden war, merkte der Vater eines Tages auf des Kindermädchens linker Wade vier kräftig rotgefärbte Streifen, am andern Tag zeigte sich der gleiche Schmutz auf der Mutter Wange. Das Kind kratzte und tat's auch, als es der Vater auf den Arm nahm. Nun ist das ja natürlich keine Posheit, keine Niedertracht, keine be-

wunkte Ungezogenheit, sondern einfach eine Spielerei; aber wohin soll es führen, wenn man sie unerübt durchgehen läßt. Beim nächsten Besuch bekam das Kind vom Vater einen kleinen Klapps auf die Hand. Einen richtigen kleinen Klapps, so wie ihn ein Kind von ½ Jahr vertragen kann, wie es ihn aber auch spürt. Es gab ein paar Tränen; aber das Kragen unterblieb. Das heißt nicht bei allen, sondern bloß, wenn der Vater es auf den Arm nahm. Die anderen wurden lustig weiter gekratzt, bis auch sie so verständig waren, es sich auf die einzige, dem Kind verständliche Art zu verbitten: dann hörte es ganz auf.

½ Jahr alt! Und weiß schon ganz genau, was es darf und was nicht. Macht einen feinen Unterschied, ob es sich etwas bei den einen herausnehmen darf und bei dem anderen nicht. Also: die Erziehung muß anfangen, wenn das Kind die Augen aufschlägt, in den ersten Tagen seines Lebens. Ich gebe sogar noch einen Schritt weiter: die Erziehung muß lange vor der Geburt beginnen. Das Verhalten der Mutter, die ein Kind unter dem Herzen trägt, wird von mitbestimmender Bedeutung für des Kindes Art und Wesen sein. Wenn doch alle Mütter dies wüßten und sich danach richteten!

Man kann beim Volk manchmal merkwürdige Redensarten hören, wenn von Erziehung gesprochen wird. Von den noch nicht schulpflichtigen Kindern heißt es gar oft: Wer kann denn so ein kleines Kind schlagen? Von den schulpflichtigen: „Dafür ist der Lehrer da!“ Und wenn sie aus der Schule waren: „Was ist an so 'nem araken Bengel noch zu bessern?“ Das heißt, sie fangen überhaupt nicht an! So geht's nicht! Also: von klein auf!

(Fortsetzung folgt.)

Briefe an einen Jüngling

5. Freue Dich, Jüngling! Lieber Wilhelm!

Ich habe mir für diese Stunde eine recht liebe Arbeit vorgenommen. Ich will Dir nämlich einen Brief über die Freude schreiben. Hoffentlich macht Dir das auch selber Spaß.

Manchmal stelle ich mir so im Geiste vor, was Du wohl für ein Gesicht machst und was Du Dir denkst, wenn Dir der Briefträger so eine kleine Epistel von mir durch's Werkstatt-Fenster reicht. Du erkennst an der Schrift wohl gleich Deinen alten Pfarrer — na, und dann? Least wohl die Stirne in Falten, kratzt Dich hinter'm Ohr und laast, indessen Du mit Deinem Taschenmesser das Kuvert aufschneidest: „Hm, möcht wissen, was ich heut' wieder für eine ernste Predigt gehalten kriegen und in welch' neuen sauren Apfel ich wieder zu meiner heil'amen Buße und Besserung beißen soll!“

Schau, und heute machst Du den Brief auf und stößt gleich mit Deiner neugierigen Nase auf das Wort: „Freue Dich!“ — Nun, ich meine, das läche doch nicht aus wie die Aufschrift auf einer bitteren Medizin. Du denkst aber vielleicht gleich: „Das ist leicht gesagt, Freue Dich!“ — Ich möcht' aber gern wissen, über was ich mich freuen soll. Wäre ein Fünfsmark-Schein im Briefe oder wäre er einem Paket mit Kirchweih-Kuchen beige packt, so wollt' ich mich schon freuen und einen Lustsprung über die Hobeibank machen.“

Doch paß mal auf, Wilhelm! Vielleicht gerät uns beiden die rechte Freude auch ohne das. Schau, ich kenne selber mancherlei Herrschaften, die haben viele Tausende in Staatspapieren bei ihrem Bankier liegen und sind doch keine fröhlichen Menschen; und wenn sie einen ganzen Zuckerbäckers-Laden ausschlecken könnten, so könnte ihnen das auch nichts helfen und sie würden zu ihrer allezeit schlechten Laune die noch jämmerlichsten Leibschmerzen dazu kriegen.

Du siehst also, mein junger Freund, daß das Geheimnis der rechten Freude nicht in einem Kassa-schrank, nicht unter dem Tischchen einer reich besetzten Tafel, und auch nicht auf den glatten Dielen eines Tanzsaales liegt. Wäre das der Fall, so würden gar viele Leute sich ihr ganzes Leben lang kaum einmal freuen können.

Und doch haben alle Menschen ein unbestreitbares Recht auf eine freudige Erholung. Wohl liegt seit den Tagen Adams das strenge Gesetz der Arbeit über dem ganzen Menschengeschlechte. Aber

es ist nicht möglich und darum auch gewiß nicht von Gott gewollt, daß man immer und ohne Unterbrechung tätig sei. Der Bogen, der immerdar gespannt ist, verliert zu früh seine Spannkraft. Es muß darum einem jeden auch Zeit gelassen werden, in der er ausruht von seiner ausreibenden Tätigkeit und sich neue Kräfte sammeln kann für künftige Arbeit. Aber es ist manchmal ganz merkwürdig, was so viele Leute unter Erholung und Vergnügen verstehen. Die einen sind der Ansicht, daß ein völliges Nichtstun das Ideal einer glücklichen Stunde sei. Dieser regelrechte Müßiggang ist aber tatsächlich ein sehr zweifelhaftes Vergnügen, und aller Laster Anfang ist er auf alle Fälle, wie schon das Sprichwort sagt. Wenn Du Dir einmal 'o einen professionellen Faulenzer ansiehst, so wirst Du auch regelmäßig finden, daß er ein verdorrter und mürbischer Bursche ist. Er schlägt ja nicht nur viel schöne Zeit, sondern auch viel unverständene und ungenossene Freude tot.

Anderer wieder sind der kläglich Ansicht, daß 'm wilden und ungezügeltten Vergnügungs-Taumel das Rätsel der Freude gelöst wird. Für Kameraden solchen Kalibers gehört also zu einem rechten Vergnügen vor allem ein stets gefüllter Maßkrug oder ein bis in die Morgenfrühe hinein geschwungenes Tanzbein. O weh, Wilhelm! Wenn Du einmal jemand richtig auslachen willst, dann tue es dieser Sorte Menschen gegenüber — sie sind nichts anderes wert. Schau' sie Dir nur an, wie sie nach ihrer Erholung wieder zur Arbeit kommen und wie sie sich aufs neue für dieselbe gestärkt und begeistert haben. Müde sind sie statt frisch, schlapp statt unternehmungsfroh und darum ist oft die einzige Folge eines durchjubelten Sonntags ein elender blauer Montag; sie müssen den kurzen Rausch unmäßig genossener Lust regelmäßig nur mit einem jammerollen Kater, einem bleischwerem Kopfe und einem schuldbeladenen Gewissen bezahlen.

Mein Gott, was nennen heute manche Leute Vergnügen! Das Gift des Alkohols nehmen sie in sich auf und bringen es in giftiger Rede, in gemeinen Scherzen und schamlosen Liedern wieder zum Vorschein. Und gar erst die Großstadt, was ist sie für eine gefährliche Freudenbringerin. Ihre Schaufenster sind vollgeleert mit schlechten Büchern und unästhetischen Bildern, ihre Vergnügungs-Lokale hallen wieder von dem Gejohle über mehr als zweideutige Kouplets, ihre Theater sind so oft nur Schulen der Sittenlosigkeit, und für Geld ist jedes, auch das gemeinste, Laster feil. Wenn einer um jede wahre Lebensfreude kommen will, so muß er nur dort aus all' den vergifteten Bechern trinken, die von gewissenloser Gewinnsucht der schrankenlosen Genußsucht gereicht werden.

O Wilhelm, Du lieber Junge, sei doch vernünftig und suche Deine Freude nicht in Dingen, die notwendig zum traurigsten Elend, zum Ruin geistiger und körperlicher Gesundheit und zum Tode jedes höheren religiösen Lebens führen.

Gibt es keine guten Bücher, die man zu seiner Erholung lesen, gibt es keine heiteren Spiele, an denen man sich beteiligen kann? Gibt es keine Vereine, in denen man bei Gleichgesinnten anregende Unterhaltung, ernste und heitere Schulpiele und fröhliche Feste haben kann? Führen nicht die Wege offen in Gottes schöner Natur hinaus, wo der Schöpfer zu jeder Jahreszeit das herrlichste Bilderbuch seiner Wunderwelt immer wieder neu aufschlägt?

Ja, freue Dich nur, Wilhelm, an allem Guten und Schönen, wo immer Du es finden kannst. Aber vergiß auch nicht, daß nur auf dem Boden eines guten Gewissens und nach treu getaner Pflicht die rechte Fröhlichkeit gedeihen kann.

Der liebe Gott will freudige Diener haben, und der göttliche Heiland hat es nicht unter seiner Würde gehalten, auf eine Hochzeit zu gehen und sein erstes Wunder zu wirken, um die Quelle der Freude nicht allzu früh verriegeln zu lassen. Bewahre Dir allezeit mit Deiner reinen Seele auch Dein fröhliches Herz und werde mir nie ein Sauer-topf und Trübsalbläser.

Dadurch erfreust Du dann auch allezeit Deinen getreuen alten Pfarrer.